

Norbert Leithold
2040

Das Buch

Kollberg ist Regierungschef geworden. Mit seinem erfahrenen Sicherheitsexperten Hinkeldey will er das Land aus der Krise bringen; Frauen sollen, freiwillig oder unter Druck, endlich wieder Kinder zur Welt bringen, die Alten, von denen viele in Ghettos leben, sind ruhig zu stellen und die islamische Zuwanderung ist zu stoppen.

Für Hinkeldey ist die Muslimische Union mit ihrem charismatischen Führer Sürücy die größte Bedrohung, denn Sürücy erklärt offen, daß nur regieren dürfe, wer dem Land eine Zukunft garantiere, und das seien Muslime, die noch Kinder bekämen. Hinkeldeys Geliebte, die mit allen Wassern gewaschene Cordelia, hat Sürücy in Verruf zu bringen und ihn auszuschalten. Unruhen und Attentate werden angezettelt, das Land wird immer weniger regierbar. Hinkeldey hat die Regierungsgeschäfte übernommen und bekämpft seinen Rivalen Sürücy mit allen Mitteln. Sürücy will 2040 in Deutschland die Islamische Republik und sich als Präsident ausrufen lassen.

Der Autor

Der Schriftsteller und Historiker Norbert Leithold hat bislang drei Romane veröffentlicht. „Kontrollverlust“ wurde in mehrere Sprachen übersetzt, für das „Vierte Deutschland“ stiftete die Berliner Akademie der Künste einen Preis. Zuletzt erschien von Leithold ein mehrteiliges Werk zu Irrtümern über Friedrich II. von Preußen.

NORBERT LEITHOLD
2040

ROMAN

Godewind Verlag

©Godewind Verlag 2007
Viereggenhof 5
23970 Wismar
Tel.: 03841 78 38 24
Fax: 03841 78 38 25
info@godewindverlag.de
www.godewindverlag.de
Cover und Satz: Media Design Wismar

ISBN: 3-939198-96-X /
978-3-939198-96-3
Preis: 9,90 Euro

Ein Mädchen mit langen Zöpfen hüpf
und greift nach Luftballons.
Gelbe, blaue, rote

Hauptstadt, zwei Tage vor der Wahl im Mai 2025

„Wie ist Ihre Meinung über Frauen?“, fragt Kollberg. Er versinkt in einem alten Sessel mit durchgedrückter Federung. Der rote Plüschbezug ist abgegriffen und glänzt im schwachen Licht der Logenbeleuchtung.

„Unlängst hatte ich die angenehme Bekanntschaft mit einer Börsianerin. Sie ist nicht nur taufrisch und erfolgreich, sie hat auch perfekte Manieren und ist blitzgescheit. Zu meiner Verblüffung kennt sie sämtliche Sternbilder, Autotypen und hört, das ist gar nichts für mich, nebenbei moderne Opern. Kann ich Ihnen nachfüllen, Herr Doktor?“

Kollberg nickt und Hinkeldey zieht elegant die Flasche aus dem Sektkühler: „Die Latte muss hoch liegen, das Gewöhnliche ist reizlos.“

„Und wie denken Sie noch über Frauen?“, fragt Kollberg.

„Achten Sie auf die nächste Nummer“, sagt Hinkeldey. Er zeigt auf die Bühne des kleinen Varietés, dort kündigt ein Showgirl mit einer großen Acht vor dem Bauch den nächsten Auftritt an.

Kollberg blickt ins Parkett. Er sieht ältere und alte Herrschaften, zumeist Frauen. Der Vorhang wird aufgezo- gen, auf der Bühne schwingt eine Bauchtänzerin ihre mit rotem Tüll behangenen Hüften. An den Handgelenken glit- zern goldene Reifen. Die Musik vom Band leiert, die Tän-

zerin singt dazu, brav klatscht das Publikum Beifall.

„Sie kann noch mehr“, sagt Hinkeldey.

„Sie kennen das Mädchen?“

„Cordelia, sechsundzwanzig Jahre alt, studierte Orientalistin, sie übersetzt und reist gern durch die Welt, besonders wohl fühlt sie sich unter den Muselmanen. Sieht man dem Mädels aber nicht an.“

„Warum macht sie keine vernünftige Karriere?“, fragt Kollberg.

Hinkeldey stellt die Sektflasche zurück: „Sie hat eigene Vorstellungen von Karriere.“

Die Tänzerin wirft ihren Schleier durch die Luft, fängt ihn auf und lässt einen Zipfel über kahlen Männerschädeln baumeln.

„Ich würde Sie übrigens gern mit Cordelia bekannt machen.“

„Was versprechen Sie sich davon?“

„Sie wird ganz zweifellos einen angenehmen Eindruck bei Ihnen hinterlassen, kommen Sie.“

Cordelia schminkt sich gerade ab, als die beiden in ihre Garderobe treten. Hinkeldey stellt einander vor.

„Freut mich“, sagt Cordelia zu Kollberg. Sie erhebt sich mit dem Tupfer in der Hand etwas von ihrem Stuhl.

„Sie haben das Publikum wieder verzückt. Vor allem die Herrschaften jenseits der achtzig. Ich hatte übrigens mit Herrn Doktor Kollberg auf dem Weg hierher eine interessante Debatte, nämlich ob junge Frauen wieder mehr Kinder zur Welt bringen würden, wenn man etwas nachhülfe, wenn also Abtreibung und die Pille tabu wären.“

„Aber Gummischwänze dürften wir doch noch benutzen?“, fragt Cordelia etwas gereizt wegen der schmierenden Schminke.

„Entschuldigen Sie ihren eigenwilligen Humor, Herr Doktor, nach den Auftritten ist sie, nennen wir es, leicht er-

hitzt“, sagt Hinkeldey. Er grinst: „Vielleicht können wir das anregende Gespräch in der Weinstube bei einem gepflegten Gläschen vertiefen?“

Hinkeldeys Chauffeur wartet am Bühnenausgang. Zu dritt steigen sie in den Wagen. Die Fahrt ist jedoch nach wenigen Minuten an der Westkreuzung beendet. Hunderte junge Männer blockieren die Straßen, grölen mit Bierflaschen in der Hand, andere tanzen um einen Pickup. Auf dessen Ladefläche brüllt jemand Sprechgesänge ins Mikrofon, eskortiert von zwei Muskelmännern, die Fahnen schwenken.

„Was soll das?“, fragt Kollberg.

„Sie nennen sich Mohammeds Soldaten, Claqueure. Ihr beliebtestes Spielchen ist neuerdings, für kurze Zeit Straßenkreuzungen zu besetzen und dort Lebensweisheiten zu verkünden. Wenn ihr Obereinpeitscher dabei ist, der steht da gerade auf seinem Wagen, üben sie sich fleißig in heimischem Liedgut. Bevor die Polizei kommt, haben die sich meistens verzogen. Cordelia, Sie verstehen doch sicher die netten Tiraden unseres türkischen Carusos. Was gibt er gerade zum Besten?“

Cordelia hält ihr Ohr an den Fensterspalt. Kollberg fühlt sich unwohl und trommelt mit den Fingerspitzen auf seine schwarze Anzugshose.

„Haut Deutsch auf Maul, wenn Maul kaputt, dann gutt“, sagt Cordelia.

Hinkeldey lacht: „Man kann dieser Lyrik einen gewissen Charme nicht absprechen. Was säuselt der Barde noch?“

„Immer das gleiche“, sagt Cordelia.

Neben Kollberg hält ein Taxi; der Fahrer fuchtelte mit den Händen hinter den Scheiben, zwei der Fahnschwenker treten daraufhin gegen das Taxi.

„Das hört spätestens in drei Tagen auf, wenn hier ein anderer Wind weht“, sagt Hinkeldey.

„Entschuldigung, wir sehen uns morgen.“ Kollberg wechselt in das neben ihm haltende Taxi und verlangt vom Fahrer umzudrehen.

Der Taxifahrer wendet: „Und wohin?“

„Fahren Sie mich zum Wannseehafen.“

Kollberg blickt aus dem Fenster in hell erleuchtete Kosmetiksalons, Liftingshops und Fitnessstudios, in denen ausschließlich Senioren die Kunden sind. Obwohl es neun Uhr abends ist und es bereits dämmt, sind auch die Seniorencafés noch frequentiert. Kollberg will nicht über die Stadtautobahn zum Wannsee, sondern durch die ruhig gelegenen Wohngebiete. Der Taxifahrer muss an einem Schlagbaum Maut bezahlen, dann darf er am Wachmann vorbeifahren.

Kollberg sieht die frisch gestrichenen Gründerzeitfassaden mit ihren Putten auf den Dächern und Vasen auf den Balkonen, Bleiglasfenstern in den Erkern und farbigen Kacheln um prächtige Haustüren. Gut situierte Rentner wohnen hier, sie haben die Wohnungen gekauft und sie für ihre Bedürfnisse umbauen lassen. An jeder Straßenecke gibt es Erste-Hilfe-Stationen und Toiletten.

Bis zum Wannsee, an dessen Ufern Kollberg bei großen Anspannungen öfter spazieren geht, kommt das Taxi nicht. Polizei leitet den Verkehr auf die Stadtautobahn.

„Und wohin nun?“, fragt der Taxifahrer.

Kollberg ist die Lust auf den Ausflug vergangen, er gibt seine Adresse an. Bevor sie durch das gepflegte Viertel zurückfahren können, muss am Schlagbaum erneut eine Gebühr gezahlt werden. Kollberg schaut zwei alten Damen nach, die untergehakt bis zur Kontrollstelle flanieren. Ihre langen Kleider streifen über den Gehweg, der üppige Putz auf ihren breikrempigen Hüten wippt zaghaft.

„Die haben’s gut“, sagt der Fahrer, „unsereins wird sich im Alter so ein Luxusviertel nicht leisten können. Wissen Sie,

wo Sie bleiben, wenn Sie alt sind?“

Kollberg sieht den beiden Damen nach, die sich vor Lachen die Seite halten.

„Kennen Sie das Kontrastprogramm zu dem hier, ich meine die Ghettos. Ein Kollege von mir haust da nun auch. Immer gearbeitet, jetzt ab in die Slums, das sind Rattenfallen.“

„Übertreiben Sie nicht?“, fragt Kollberg, „was Sie als Ghetto oder Slum bezeichnen, das sind zwei, drei Straßenzüge mit maroden Häusern.“

„Dass ich nicht lache, Ghettos gibt’s überall, ich kenne mich da aus. Ich muss da regelmäßig Alte hinschaffen, mal kommen die aus der Ausnüchterung, mal aus der Geriatrie. Die sind so verlaust, dass kein Krankenwagen die mitnimmt, da muss unsereins dann für eine lumpige Pauschale herhalten. Wir sind dazu verpflichtet, wir können uns nicht einmal dagegen wehren. Nach so einer Tour habe ich eine Stunde zu tun, um die vollgekotzten oder vollgeschissenen Bezüge wieder auf Vordermann zu bringen. Bei mir sitzen die jedenfalls nur noch auf Plastikfolie. Ich habe Kollegen, die nehmen dafür Leichensäcke, wenn sie ins Ghetto fahren müssen. Soll ich Ihnen sagen, wen ich übermorgen wähle? Denjenigen, der endlich diese verdammten Ghettos dichtmacht.“

Kollberg hat die Wahl gewonnen, er ist Regierungschef. Er sitzt am Morgen nach seinem Sieg zum ersten Mal in seinem Büro, neben dem Schreibtisch die riesengroße Staatsflagge. Von seinem Platz hat er einen herrlichen Panoramablick über die Stadt. Ministerien, Bankenhochhäuser, Kirchtürme und dazwischen vier- und achtspurige Straßen. Allein diese Aussicht weckt in ihm ein erhabenes Gefühl. Er ballt die Faust, das war sein Symbol bei der Wahl: die entschlossene Hand, die endlich durchgreift, um die Misere

im Land zu beenden. Er hat klare Vorstellungen von seinem Amt. Experten haben in allen Regionen die Krisenherde untersucht und Empfehlungen gegeben, die auch ihm einleuchten und die er als sein Drei-Punkte-Wahlprogramm in zahllosen Großveranstaltungen präsentierte: Rentner werden sicher versorgt, die Wirtschaft kann wieder investieren, Geburtenraten werden deutlich steigen.

Er ist heiser von den vielen Auftritten mit stundenlangen Reden und Debatten und befürchtet, noch tagelang heiser zu sein. Gesine, seine Büroleiterin, trägt bereits die vierte Tasse Kamillentee in das Zimmer ihres Chefs.

„Sie müssen damit gurgeln, Herr Doktor.“

Kollberg trinkt den hellgelben Tee und schüttelt sich danach.

„Soll ich Ihnen eine Zitrone bringen?“, fragt Gesine.

Kollberg tippt auf seine Armbanduhr. Gesine kennt das Zeichen, es mahnt zur Eile.

Als erste Amtshandlung lädt er die Spitzenmanager der Wirtschaft zu sich. Die vielen eingeladenen Journalisten blockieren sich gegenseitig in den Gängen und Treppenhäusern mit ihren Kameras und Mikrofonen. Kollberg erlaubt den Reportern ungewöhnlich lange Einblick in sein Büro. Trotz der drückenden Enge gelingen den Kameraleuten Aufnahmen, die eine entspannte Runde am großen Tisch zeigen, manchmal sogar Gesten, die auf Vertrautheit zwischen Kollberg und einigen Managern schließen lassen. Als die Runde unter sich ist, kommt der Sprecher der Manager rasch zur Sache. Der Aderlass der ohnehin spärlichen jungen deutschen Eliten ins Ausland und fehlender Nachwuchs sei für die Wirtschaft nicht länger zu verkraften, die katastrophale Situation müsse durch die neue Regierung umgehend beendet werden.

Kollberg schaut aus dem Fenster, am Horizont verschwindet ein großes Flugzeug in aufgetürmten Wolken.

Zum Glück habe man rechtzeitig gegengesteuert und entweder ausgelagert oder geeignete junge Leute ins Land geholt, sagt der Manager. Jetzt gebe es auch an iranischen Universitäten einen Elitenüberschuss, den man hierzulande brauche. Problematisch sei die unselige Quotierung. Aber ob Muslime oder nicht, nirgendwo auf der Welt bekomme man zu so günstigen Konditionen so viele Spezialisten wie aus dem Iran.

Kollberg nickt verständnisvoll, er ist auf Forderungen gefasst, und der Sprecher der Manager stellt sie: Man brauche eine Million Ingenieure und denke an jährlich zwei- bis dreihunderttausend Iraner, die hier alle Chancen erhalten müssten und keinerlei Repressalien ausgesetzt sein dürften. Schließlich wolle man sein Geld nicht mit Ökogemüse verdienen.

Kollberg versucht es mit der milden Tour: „In keinem Land Europas, ja, vielleicht der Welt, ist ein derart großer Pool hochqualifizierter Senioren verfügbar.“

Nun lächelt der Sprecher der Manager milde: Wenn ihm, Kollberg, mit sechzig oder siebzig Jahren die Niere versagte, von wem würde er dann ein Transplantat annehmen, von einem Zwanzigjährigen oder von einem Greis? Und von wem würde er sich operieren lassen, von einem jungen Arzt oder von jemandem, dem die Hände zitterten?

Einer der Manager beugt sich zu Kollberg und redet, als hätte er einen minderbegabten Schüler vor sich: „Wir beschäftigen einhundertzwanzigtausend Mitarbeiter in der Medizintechnik, zum Glück, muss ich sagen. Vor drei Jahren sah es noch ganz anders aus, da waren wir von der Schließung bedroht. Verhindert hat das ein junger Inder, der bei uns sein Praktikum absolvierte. Ihm verdanken wir die bahnbrechende Erfindung des stecknadelkopfgroßen Chip-implantats, das nicht nur jeden Träger mit allen Krankenhäusern vernetzt, sondern auch im Ernstfall sofort Eingriffe

am Patienten berechnet. Damit sind wir in der Welt führend.“

Kollberg vermeidet direkte Blicke, er sucht am Horizont nach dem großen Flugzeug.

„Unsere Firma hatte ähnliches Glück mit einem jungen Chinesen, den wir als Energetiker eingestellt haben“, sagt ein anderer Manager. „Innerhalb von sechs Monaten präsentierte er uns ein funktionierendes System zur humanbiologischen Energiegewinnung. Wir produzieren diese Anlagen jetzt für Altenheime, Krankenhäuser, Schulen. Überall dort, wo massenhaft menschliche Exkremamente anfallen, verwandeln unsere Anlagen diese Rückstände mit geringstem Aufwand in Gas und Strom. Oder, um es mal drastisch zu sagen: Das Geld schwimmt in der Kanalisation, einer muss nur die Scheiße anfassen. Wir brauchen die innovativen Einzelkämpfer.“

„Ich verstehe Sie gut“, sagt Kollberg, „keine Frage. Sie wollen Nachwuchs. Sie wollen nicht warten, bis sich unsere demographischen Engpässe regulieren, Sie denken nicht an die Chancen für die Heranwachsenden, Sie wollen sofort Ihre Einzelkämpfer und ich soll Ihnen die Tore öffnen. Herein kommen dann Spezialisten, die Sie vielleicht drei oder zehn Jahre beschäftigen, dann brauchen Sie wieder Nachwuchs und die anderen haben wir dann am Hals. Aus, wie Sie es wünschen, einer Million Iraner mit ihren Familien, werden dann in einer Generation drei und vier Millionen Iraner.“

„Was stört Sie daran? Sie wollen doch Kinder.“

„Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen.“ Nun blickt Kollberg die Männer einen nach dem anderen an. „Vielleicht haben Sie schon von der Tragödie am Donnersee anno 1846 gehört. Da wollten knapp 90 Siedler ins sonnige Kalifornien umsiedeln. Großfamilien mit zwölf Leuten, auch kleinere Familien, ein kleiner Teil dieser Siedler bestand aus Einzelkämpfern: Abenteurern, Glücksrittern, wie Sie wollen. Der Treck zog im Sommer los und war mit Verpflegung und

Kleidung gut ausgestattet, die einzigen Schwierigkeiten, die es bei der langen Reise zu beachten galt, waren: Man musste die große Ebene mit der Salzwüste durchqueren und vor dem Wintereinbruch einen Bergpass der Sierra Nevada passiert haben.“ Kollberg deutet mit der Hand eine Steigung an. „Aber der Treck fiel auseinander, Zugochsen verendeten. Während der Suche nach einer Passage über das Gebirge brach der Winter mit ungeheuren Schneemasen herein, der Treck schneite ein und das Unheil nahm seinen Lauf.“

Kollberg versagt die heisere Stimme, er muss Wasser trinken und spricht noch leiser: „Man richtete sich notdürftig in zwei eilig errichteten Winterlagern ein. Als die knappen Vorräte verbraucht waren und sich die bis dahin tobenden Schneestürme gelegt hatten, machten sich die 12 kräftigsten Männer und fünf Frauen mit selbst gefertigten Schneeschuhen auf den Weg. Sie wollten den Pass überqueren, von der anderen Seite der Gebirgskette Hilfe und Nahrungsmittel herbeischaffen. Von dem Rettungstrupp überlebten nur zwei der Männer, jedoch alle fünf Frauen. Der Selbsterhaltungstrieb schreckte auch vor Kannibalismus nicht zurück. Aber vor allem hielten die Großfamilien zusammen – verstehen Sie, was ich meine? Entweder wir bekommen den Karren gemeinsam flott oder es geht uns allen an den Kragen.“

Der Sprecher der Manager nickt und sagt: „Wir wissen beide, dass die Geschichte am Donner-Pass etwas anders ablief.“

Kollberg lehnt sich zurück und hebt die Arme: „Ich weiß auch, dass wir zu wenig Kinder haben, weil wir zu wenig Frauen haben. Was soll ich denn machen? Wir haben diese Frauen nicht. Nie geboren. Nicht vorhanden. Und da retten uns weder Inder noch Iraner. Und ganz unter uns: Ich setze mir freiwillig keine Läuse in den Pelz. Bin ich gewählt worden, um aus diesem Land eine islamische Republik zu

machen?“

Das sei nicht Problem der Wirtschaft, entgegnet der Sprecher der Manager. Im Übrigen sei aus keinem hier arbeitenden indischen oder iranischen Spezialisten ein Terrorist geworden. Man müsse darauf bestehen, dass Kollberg seine Wahlversprechen einlöse, nicht zuletzt habe man ihn auch deshalb unterstützt.

„Ich nehme Ihre Wünsche zur Kenntnis“, sagt Kollberg und steht auf.

Die Manager verlassen das Büro, einer fragt beim Gehen, ob ihm, dem neuen ersten Mann, schon einmal aufgefallen sei, wie viele Frauen sich vor der Wirtschaft mit ihren Alibiveranstaltungen vom Kinderkriegen versteckten. Man brauchte keine Iraner ins Land zu holen, wenn diese Muttis, statt sich mit staatlichen Zuschüssen fürs Kinderkriegen über Wasser zu halten, ordentlich ausgebildet in den Personalabteilungen erscheinen würden.

Die Manager verlassen das Büro. Kollberg benötigt fünf Minuten, um sich zu fassen und ruft nach Gesine.

„Man muss mit denen umgehen wie mit kleinen Jungen“, sagt Kollberg. „Wenn die ihr Spielzeug nicht bekommen, bocken die.“

„Einer von den Leuten, Herr Doktor, hat sich beim Hinausgehen erlaubt, Sie als Geschichtenerzähler zu bezeichnen.“

„Darauf müssen Sie nichts geben“, sagt er und stutzt über Gesines Kleidung. Hat sie jemals zuvor einen Hosenanzug getragen, wie sie ihn jetzt trägt? Kollberg blickt auf seinen Terminkalender, rot eingekreist das Datum des nächsten Tages.

„Möchten Sie noch etwas trinken?“

„Können Sie mir einen privaten Gefallen tun?“ Kollberg legt seinen Arm auf Gesines Schulter und flüstert fast: „Meine alte Dame hat morgen ihren siebzigsten Geburtstag.“

„Welche Art Geschenk soll ich besorgen, Herr Doktor?“
„Ich möchte, dass Sie mich zu meinen Eltern begleiten.“
„Ja, aber Herr Doktor?“
„Wie lange arbeiten Sie schon für mich? Den Herrn Doktor lassen Sie weg.“

Der Großmama sitzt in seinem weißen Gewand an einem schmucklosen Tisch. Er stützt seinen Kopf mit den Händen, die von Altersflecken überzogen sind.

Ein kleines Fenster gibt den Blick zum Hof frei, in dem die weiß getünchte Moschee steht, ein unscheinbarer Kuppelbau mit zierlichem Minarett. Der Großmama hat Einar Sürücy, seinen hoffnungsvollsten Zögling, zu sich geladen. Nach dem gemeinsamen Mittagsgebet fragt der Großmama, wann die Kinder von Einar zur Schule kommen.

„In diesem Herbst meine beiden Töchter. Die Jungen haben noch etwas Zeit.“

„Voriges Jahr war es für meine Enkelkinder so weit und seitdem verfolgen mich Albträume.“ Der Großmama legt seine Hände nebeneinander auf die Tischplatte: „Vielen geht es mit den schlechten Träumen wie mir. Aber es sind nicht die Jahre, die uns zu schaffen machen. Du wirst in einigen Monaten auch von diesen Träumen geplagt werden, deine Frau wird Zumutungen ertragen müssen, aber deine Kinder werden am meisten leiden. Als meine Enkel in die Schule kamen, mussten sich ihre Eltern am Schuleingang vom Sicherheitsdienst visitieren lassen, ihre Mutter hatte das Kopftuch abzulegen. Dann mussten meine Enkel auf Deutsch sagen, wie sie heißen, wo sie wohnen und was ihre Eltern für einen Beruf ausüben. Sie hatten ein Zeugnis vom deutschen Sprachunterricht abzuliefern. Von mir verlangten die Sicherheitsleute einen Ausweis. Seit wann trägt ein Großmama den Ausweis mit sich herum? Wir mussten uns für die deutsche

Nationalhymne aufstellen. So ging es allen türkischen Familien, niemand wurde verschont. Ich verfluche den Tag, seit dem man uns das antut und ich verfluche ihn, weil wir uns das antun lassen. Haben deine Töchter schon die Sprachprüfung hinter sich gebracht?“

„Das ist Pflicht“, sagt Einhar.

„Ja, mein Bruder, wir haben viele Pflichten. Und ertragen viele Kontrolleure, die über uns und unsere Kinder wachen. Dass meine Enkel Deutsch lernen müssen, obwohl das nicht die Sprache ihrer Väter ist. Dass meine Enkelinnen unverschleiert in der Schule erscheinen sollen, obwohl der Koran das Kopftuch verlangt. Dass sie an irgendwelchen Sportgeräten ihren Leib schinden, obwohl der Koran es verbietet. Dass wir unsere Töchter nicht mehr nach unseren Traditionen verheiraten und unsere Kinder nicht mehr beschneiden.“

Der Großmama redet immer lauter: „Und was machen die an ihren deutschen Schulen aus unseren Jungen? Drogensüchtige, die später höchstens noch zu Hilfsarbeitern taugen. Sie erziehen unsere Kinder gegen unsere Sprache und gegen unsere Familien. Sie nehmen uns unsere Kinder, weil sie selbst keine Kinder mehr haben. Sie stopfen sich unsere Kinder wie ein Raubtier in den Rachen und können nicht genug davon bekommen.“

Der Großmama ist vor Zorn rot im Gesicht: „Aber unsere Kinder sind keine Deutschen und sie werden es auch nie werden. Unsere Kinder können hier aus ihrem Leben nur etwas machen, wenn sie zu ihrem Glauben und zu ihrer Kultur zurückkehren.“

Für einen Moment ist es still im Raum, vom Hof ist Spatzengezänk zu hören.

„Seit fünf Generationen sind wir in diesem Land, mit jedem Jahr werden wir mehr, nur die Deutschen werden immer weniger. Aber sie nehmen uns ständig mehr Rechte.

Wir dürfen unsere Toten nicht in Tüchern beerdigen, wie es der Koran vorschreibt, sondern müssen ihre Holzkisten nehmen. Wir sollen unsere Toten einäschern, was der Koran verbietet. Wir sollen die Gräber pflegen und unseren Frauen den Zugang zu Friedhöfen gestatten. Sie verlangen, dass wir ihr Fleisch essen, sie wollen unsere Feiertage nicht gelten lassen, sie haben vor, aus unserem heiligen Fastenmonat ...“, der Großimam kann nicht weitersprechen. Er atmet schwer.

„Ich kenne diese Sachen“, sagt Einhar Sürücy. „Jeden Tag kommen Brüder mit solchen Klagen in mein Büro.“

„Sie kommen jeden Tag zu dir und sie kommen zu mir. Was sagst du ihnen? Dass sie in ihren Vereinen Karten spielen sollen? Unser Volk wird hier entwurzelt, aus unseren Kindern werden Trottel und Idioten, die Bananen verkaufen. Gibt es in diesem Land einen General aus unserer Mitte, obwohl wir in ihrer Armee dienen? Einen Bürgermeister, obwohl es Städte gibt, in denen wir längst in der Überzahl sind? Wo dürfen wir unsere Moscheen bauen? Nicht dort, wo wir wohnen, sondern weit entfernt, an Autobahnen, an Schrottplätzen, in diesen trostlosen Gewerbegegenden, neben ihren Bordellen. Sie denken sich ein Baurecht aus, nach dem eine Moschee oder eine Koranschule gefährlicher ist als eine Chemiefabrik. Einhar, das muss ein Ende haben.“

Der Großimam spricht wieder ruhig: „Hier saßen in den letzten Wochen die Imame aller großen Städte, der Geistliche Rat hat vorgestern hier beraten und wir haben beschlossen, was längst schon hätte beschlossen sein sollen: Unser Gott ist Allah, unser Prophet Mohammed, unser Gesetz der Koran. Unsere Kinder sollen auf unsere Schulen gehen, in denen sie unsere Sprache sprechen, wir werden eigene Koranschulen, Universitäten und Kindergärten errichten, wir werden als Bürgermeister kandidieren, wir haben bald unsere eigenen Friedhöfe. Wir werden ihnen aber nicht den Gefallen tun und gewaltsam auftreten, nein, auf den Vorwand, uns noch weiter

zu demütigen, werden sie vergebens hoffen. Zuerst schließen sich die unendlich vielen Kulturvereine zusammen. Dort werden nicht mehr türkische Heimatfilme gezeigt, sondern es wird das zum Leben erweckt, was man uns hierzulande austreiben will.“

Der Großimam beugt sich nun vor: „Einhar, du bist uns ein guter Schüler gewesen, der beste. Sicher im Glauben, ein Vorbild für die Familie. Du erziehst deine Kinder im gerechten Glauben. Du bist ein erfolgreicher Anwalt, du kennst viele der großen Familien in diesem Land. Der Geistliche Rat hat beschlossen, dass du zunächst in allen großen Städten mit Hilfe der Imame die vielen zerstrittenen Vereine zu einer muslimischen Union zusammenführst. Du wirst in Hamburg, Köln, Bremen und Leipzig Helfer finden. Die Zeit ist reif. Die neue Regierung ist noch schwach, Kollberg noch unsicher. Er hört aber auf die Einflüsterungen dieses Hinkeldey, der ist eine Gefahr. Wir dürfen ihm keine Gelegenheit geben, gegen uns vorzugehen. Im kommenden Frühjahr werden Bürgermeister gewählt und wir werden dort, wo wir in der Mehrheit sind, unsere eigenen Kandidaten aufstellen. Dann werden wir dort nach unserem und nicht nach ihrem Baurecht entscheiden, wo unsere Moscheen und Schulen stehen. Meine Alpträume werden ein Ende haben und deine werden vielleicht erst gar nicht beginnen. Hamburg und Köln folgen dem Beispiel, du wirst überall im Land für die muslimische Union Grundstücke kaufen und uns den Boden bereiten. Murat, dein jüngerer Bruder, wird dann dort endlich das bauen, was wir bislang entbehren: eigene Krankenhäuser und Basare.“

Der Großimam lächelt: „Der Geistliche Rat zweifelt keinen Augenblick daran, dass du für diese Aufgabe der Richtige bist. Was mir allerdings Sorgen macht, ist dein älterer Bruder Akim, der so gern Clown spielt und sich noch immer Adonis nennt. Ausgerechnet. Ich habe seine Auftritte

nie gemocht. Aber das ist nur meine Meinung. Ich weiß, dass er unter vielen von uns beliebt ist, dass die Jugend ihn anbetet. Sie sehen ihn als Rebellen, der für unsere Sache streitet. Aber er ist der falsche Prophet, denn was er macht, hat nichts mit dem Koran zu tun. Er ist rebellisch, ja, aber nur mit der Bierflasche in der Hand und seinen Spottversen auf der Zunge. Für Hinkeldey ist das Treiben deines Bruder die Gelegenheit, ihn zum Islamisten zu erklären, um uns zu treffen. Dein Bruder muss damit aufhören, die Straßen zu besetzen, um dort seine Auftritte abzuhalten. Er soll überhaupt nicht gegen die Deutschen hetzen, auch das hat der Geistliche Rat beschlossen.“

Der Anwalt Sürücy sitzt nach dieser Unterredung in einem Straßencafé. Gewiss, Einhar hatte bereits als Zehnjähriger mit dem Großimam über den Koran debattiert, während andere Jungen Fußball spielten oder am Computer saßen. Einhar wäre gern wie sein Urgroßvater Imam geworden, aber aus Furcht vor Willkür deutscher Behörden hatte Einhars Vater entschieden, dass sein mittlerer Sohn als Rechtsanwalt die Familie im Ernstfall juristisch zu schützen habe. Gewiss, der Großimam machte nie einen Hehl daraus, dass er den Anwalt gern als seinen Nachfolger sehen würde. Aber eine Entscheidung über seinen weiteren Weg hatte bislang niemand gefordert. Aber noch schwieriger ist es, seinen rebellischen Bruder Akim Adonis ruhig zu stellen.

Der Anwalt schwitzt, er zahlt und geht. In der dritten Maiwoche ist es noch heißer geworden. Die Leute auf den Gehwegen vermeiden alle Anstrengungen, sie tragen keine Taschen und bewegen sich vorsichtig. Die Autos dürfen wegen der hohen Ozonwerte nur langsam fahren. An jeder großen Kreuzung steht ein Fahrzeug der Seniorenwohlfahrt für alte Menschen bereit. Sie werden dort mit Wasser und Säften versorgt, wer keine Kraft mehr hat, wird von den

Helfern nach Hause gebracht.

Sürücys Kanzlei liegt im Anwaltsviertel, inmitten sorgfältig restaurierter Häuser mit liebevoll begrüntem Hinterhöfen. Er beschäftigt vier weitere Anwälte und Notare, es sind Deutsche. Ihre Aufgabe ist es, Häuser und Grundstücke aus Insolvenzen zu kaufen. Sürücy hat sich auf das Einbringen von Forderungen spezialisiert. Haben Schuldner Immobilien, kauft er sie ab und verwertet die Häuser weiter. Lukrative Objekte erwirbt er für die eigene Gemeinde.

Er verschiebt einige seiner Termine und ruft den Familienrat zusammen. Sein jüngerer Bruder, der Bauunternehmer Murat, sagt sofort zu, auch seine Schwager und sein Onkel. Sein älterer Bruder Akim weigert sich zu kommen: „Ich ruf den Familienrat zusammen, du bist nicht Familienchef, wann kapiertst du das?“

„Du wirst hierherkommen und dir anhören, was ich zu sagen habe.“

„Was ich machen soll, willst du das sagen?“

„In einer Stunde bist du in meiner Kanzlei.“

„Du kannst mir gar nichts.“

Einhar kennt die Sturheit seines Bruders. Als Sechzehnjähriger trat Akim in einer TV-Nachwuchsshow als Rapper auf, er wurde wegen seiner unverständlichen Texte und schlechten Choreographie ausgebuht, aber von türkischen Jugendlichen als Held gefeiert und machte weiter mit Protestgesängen gegen Schule und Lehrer. Als Zwanzigjähriger hatte Akim sein eigenes Tonstudio, produzierte eigene Stücke und förderte junge türkische Sänger. Er schminkte sich, färbte seine Haare blond und nannte sich Adonis. Nun ist er fünfunddreißig Jahre alt, fünf Jahre älter als Einhar, und der einflussreichste Produzent von türkischem Snuff, einem sowohl melancholischen als auch äußerst aggressiv vorgetragenen Sprechgesang. Akim Adonis kam mit seiner Musik zu erheblichem Vermögen, weshalb er vom gemein-

samen Vater der Gebrüder Sürücy, vor dessen Tod, zum Familienoberhaupt bestimmt wurde.

Als Musikproduzent und Sänger und als Clanchef einer großen und weitverzweigten Sippe ist Akim Adonis von mehreren Bodyguards umgeben, die er jedoch fortschickt, wenn er im Konzert oder auf der Straße eine jener Frauen sieht, auf die er fixiert ist. Sie müssen lange Beine haben, kurze Röcke und Stöckelschuhe tragen und möglichst keine Fragen stellen. Akim Adonis spricht diese Frauen in Billigsupermärkten an, er sagt direkt, was er will, und weil er bekannt und reich ist, gelingen ihm zumeist seine Eroberungen. Der Anwalt Sürücy hat es aufgegeben, seinem Bruder, der verheiratet und Vater von fünf Kindern ist, deshalb ins Gewissen zu reden. Einhar beruft sich im Telefonat auf den Großimam, der dieses Familientreffen gefordert habe. Adonis lässt sich auch davon nicht beeindrucken, er beschimpft seinen Bruder als Spießler. Der Anwalt Einhar untersagt Akim am Telefon, weiterhin Straßen zu blockieren – egal in welcher Stadt – und weiterhin in seinen Liedern gegen die Deutschen zu hetzen.

„Das ist gut, das ist sehr gut, was du dir da ausgedacht hast“, lacht Adonis. „Aber ich singe für Allah und für den Propheten, und überall will man mich hören. Nicht dich. Was bist du denn? Haben dich die Deutschen endlich gekauft? Du bist eine Klospülung. Aber ich bin kein Schwein, ich brauch noch einen Hausmeister. Du kannst bei mir als Hausmeister deine Kröten verdienen.“

Dann hört Einhar nichts mehr von seinem Bruder.

Hinkeldey und Cordelia sitzen in einer Bar. Er trägt, um nicht erkannt zu werden, eine Sonnenbrille und einen billigen Leinenanzug. Hinkeldey ist seit einem Monat Sicherheitsminister und damit der zweitwichtigste Mann in der Regie-

rung. Das Treffen mit Cordelia hat er wegen vieler wichtiger Besprechungen wiederholt verschieben müssen. Er gibt sich gelassen, reibt jedoch öfter Daumen und Zeigefinger aneinander, was seine Anspannung verrät. Hinkeldey kennt Cordelia seit fünf Jahren, anfangs liebten sie sich leidenschaftlich, als sein Verlangen nach ihr schwand, wurden ihre Treffen Routine. Als Hinkeldey Sicherheitsberater des jetzigen Kanzlers wurde, warb er Cordelia gegen gute Bezahlung an. Sie hatte Akim Adonis auf sich aufmerksam zu machen, der Frauenheld sollte sich heiß und innig in sie verlieben und Cordelia sollte ihn zu Ideen anregen, etwa Straßenkreuzungen für kurze Zeit zu besetzen. So war es zwischen Hinkeldey und Cordelia abgesprochen. Daraus wurde in vielen großen Städten – zu Hinkeldeys Freude – ein beliebter Jugendsport. Cordelia gelang es auch, Adonis zu Aufritten auf seinem Pickup zu überreden, und seitdem wurde das Streetkilling zur Abenteuerveranstaltung.

Hinkeldey war zufrieden, wie kalkuliert, schlug vor der Wahl die Stimmung in der deutschen Bevölkerung wegen der Straßenbesetzungen um, man verlangte nach einer harten Hand, die chaotischen Zustände sollten ein Ende haben.

Hinkeldey weiß, dass Cordelia, die neben ihm auf dem Barhocker sitzt, auf Bezahlung für ihre Dienste nicht angewiesen ist, sondern geliebt werden möchte. Er setzt seinen Charme jedoch dosiert ein, einen Austausch von Zärtlichkeiten will er von neuerlicher Auftragsannahme abhängig machen.

„Was hältst du von einem Bildungsurlaub auf Kosten des Ministeriums? Ins geliebte Babylon. Menschen kennenlernen, nette Ausflüge veranstalten, Gastfreundschaft genießen. Mal wieder raus aus diesem stickigen Moloch.“

Cordelia will wissen, worum es gehe.

Hinkeldey nippt an seinen Glas: „Du verdankst die Traumreise deinen hiesigen Geschlechtsgenossinnen, die

nämlich keinen Wert mehr auf Mutterkreuze legen, obwohl die Wirtschaft nach frischem Blut giert. Bevor wir aber sogenannte iranische Spezialisten hereinlassen, wollen wir uns die Leute dort ansehen. Die Studenten sind meistens aus gutem Haus und religiös bis in die Knochen, in Bruderschaften organisiert und politisch aktiv.“

„Wenn du da unten bist, schreib mir eine Karte“, sagt Cordelia.

Hinkeldey schiebt sein Glas zu Seite: „Mich wird man da unten nicht mögen, der Job ist für dich.“

„Mir fehlt der Ehrgeiz, ich habe ihn irgendwo liegen lassen.“

„Man soll Frauen nicht alles nachräumen. Aber zu deiner Beruhigung: Mich interessieren nicht brave Herdentiere, sondern die Alphamännchen. Ich will wissen, wie unsere Freunde organisiert sind. Welche politischen Absichten sie hier haben, welche Kontakte zu Religionsführern bestehen. Ob sie nach den gewährten fünf Jahren in Deutschland bleiben wollen. Ob sie hier eine Familie gründen, mit einer deutschen oder muslimischen Frau. Wie viele Kinder sie haben wollen. Du wirst dich in Teherans Teestuben umsehen und zuhören, was in den Universitäten zum Besten gegeben wird. Du hast alle Freiheiten, verfügst über ausreichend Geld, kannst bei Bedarf Technik einsetzen und bist immer im Schutz meiner Leute.“

„Warum machen die das nicht selbst?“, fragt Cordelia.

„Weil niemand so gut aussieht wie du, so charmant und verschlagen ist und den muslimischen Budenzauber so gut kennt. Und hier, in deinem geliebten Dorf, gibt es ohnehin nicht mehr viel zu tun. Die Straßenblockaden werden in den nächsten Tagen aufhören und unser Volksheld Adonis wird in seinen Kulturvereinen anatolische Hirtengesänge aufführen. Vielleicht schunkeln die dabei. Du kennst dich doch aus, schunkeln die in Anatolien wie in Bayern, wenn die ihre

Liedchen trällern?“

„Ich glaube, du unterschätzt Akim. Er wird nicht aufhören, auf Straßen herumzutoben, das macht ihm viel zu viel Spaß.“

„Er muss es aber jetzt tun, das Bürschchen muss sich zusammenreißen.“

Cordelia starrt in ihr Glas, ohne aufzublicken sagt sie: „Ich möchte aussteigen.“

„Aussteigen“, lacht Hinkeldey, „nur Selbstmörder verlassen fahrende Züge.“

Cordelia starrt weiterhin ins Glas.

„Kollberg hält übrigens große Stücke auf dich, und deiner Karriere bei uns steht nichts im Weg. Dein Job ist wichtig. Wenn wir in fünf Jahren eine halbe Million Iraner reingelassen haben, und vorausgesetzt, die bleiben, wird es ums Jahr 2040 hier etwas orientalisch. Es hätten auch Inder sein können, dann bekämen wir Nachhilfe im Buddhismus. Im Moment sind die Iranis so nett und lassen uns ihren Menschenüberschuss kaufen.“

Um Cordelia wieder ins Gespräch zu ziehen, sagt Hinkeldey: „Und alles, weil unsere Frauen keine Bälger mehr auf die Welt schaffen wollen.“

Cordelia bleibt gleichgültig.

„Ich weiß ja, dass du deine spießigen Landsleute nicht besonders magst, vielleicht kann man mit diesen Männern auch keine Kinder aufziehen, keine Ahnung, mein Problem ist die Sicherheit dieses Landes, und allzu viel Unruhe will ich mir nicht leisten. Es reicht, wenn wir für die Ajatollahs Wohnungen beschaffen müssen.“ Hinkeldey trinkt sein Glas Wasser leer.

„Wie kannst du annehmen, dass ich mit deinen Alphamännchen ins Bett steige?“

„Oh“, ruft Hinkeldey, „die junge Frau fühlt sich verletzt. Bei meiner Ehre, ich wollte dich nicht verletzen.“

„Wie kannst du von Ehre sprechen, wo du doch kein bisschen davon im Leibe hast.“

„So gut kennst du mich? Aber eine Szene ersparst du mir. Ich dachte bei der Reise nur an dein Wohlbefinden. Wenn du andere Möglichkeiten hast, mit den Persern zu kommunizieren, umso besser, da hast du mehr Erfahrungen als ich.“

„Ich habe keine Lust mehr, für dich zu arbeiten.“

Hinkeldey zieht ein betroffenes Gesicht: „Aber du willst doch reisen. Dann mach es für dich und nicht für mich, die Konditionen bleiben gleich.“

Hinkeldey bestellt nach. Sie sitzen auf ihren Hockern und schweigen sich an, werden von anderen Gästen, die auch zur Bar wollen, an Arm und Rücken gestreift. Hinkeldey reibt sein Glas an dem ihren.

„Wieso nimmst du mich nicht ernst?“, Cordelia zieht ihr Glas weg.

„Wie ernst soll ich dich denn nehmen? So wie im letzten Herbst, als du mir zum vierten Mal den Dienst gekündigt hast? Oder war es das fünfte Mal? Oder wie beim ersten und zweiten Mal, als ich dich sehr ernst nahm und dich gehen ließ. Aber wer kam nach kurzem wieder und klopfte an die Tür?“

„Schiet.“

„Wenn die Sache nicht delikater wäre, würde ich meine eigenen Leute nehmen. Darf ich dir noch ein paar freundliche Reisetipps mitgeben, damit du merkst, dass ich an dich denke? Unsere iranischen Gotteskrieger bessern seit einigen Monaten wieder ihr Taschengeld mit Entführungen auf, pro Kopf nicht unter einer Million. Im Falle eines unfreiwilligen Tapetenwechsels unternimmst du gar nichts. Meinen Leuten wird es ein Vergnügen sein, für dich ihre Muskeln spielen zu lassen. In diesem Umschlag sind dein Pass und deine Identitätslegende, die solltest du perfekt beherrschen. Du

wirst nach zwei schönen Monaten deiner archäologischen Bildungsreise allerdings wieder hier auftauchen müssen. Und hoffentlich ohne Kaftan.“

„Die Frauen im Iran tragen keinen Kaftan, sondern den Tschador“, sagt Cordelia.

„Diese Ganzkörperkondome?“

„Der Tschador lässt im Gegensatz zur Burka das Gesicht und die Hände frei.“

„Da spricht der Fachmann.“ Hinkeldey klopft auf den Umschlag.

„Sag zu deinen Gattinnen und Töchtern und Frauen der Gläubigen, sie sollen etwas von ihrem Dschailibab über sich herunterhängen lassen, dass sie nicht erkannt und verletzt werden können. Das ist aus der dreiunddreißigsten Koransure.“

Hinkeldey legt seine Hand auf die Cordelias: „Jetzt hast du’s mir mal richtig gezeigt, was? Ich würde gern erfahren, wie viele junge Frauen sich da unten von Männern verletzt lassen, ich meine auf die Art, die uns beiden auch immer Spaß gemacht hat. Und vielleicht noch Spaß macht, wieso probieren wir das nicht einfach aus, bevor du abfliegst?“

Hinkeldey hält sich seit seinem Jurastudium in den USA für unwiderstehlich. Er schloss trotz seiner Affären als bester seines Jahrgangs ab und wurde als Absolvent von der angesehenen New Yorker Kanzlei Barth eingestellt, die Schadensersatzprozesse für Opfer von Terroranschlägen führte. 2019 kehrte Hinkeldey aus den USA zurück, obwohl ihn erstklassige Offerten von Geheimdiensten lockten, dazubleiben. Er betrieb in Berlin eine eigene Kanzlei, die entführte Geschäftsleute, vor allem aus dem Nahen Osten, freikaufte. Hinkeldey wurde ein Jahr vor Kollbergs Wahl dessen Sicherheitsberater. Er ist nun siebenunddreißig Jahre alt und spekuliert im Stillen manchmal damit, selbst die Regierungsgeschäfte zu übernehmen. Kollberg gibt er das

Gefühl, sein Ressort souverän zu führen. Eine von Hinkeldeys ersten Anweisungen war, eine Rundumüberwachung für alle Manager einzurichten, mit denen Kollberg unlängst verhandelt hatte. Hinkeldey will herausfinden, ob und inwieweit diese Leute durch ihre Geschäftskontakte in die islamische Welt feindreligiös unterwandert sind.

Es regnet auch in der zweiten Augustwoche. Der Anwalt Sürücy geht dennoch zu Fuß in seine Kanzlei, den Schirm trägt er zusammengefaltet. Im Büro erwartet ihn bereits seine Sekretärin und sagt, der Großimam habe schon mehrmals nach ihm verlangt.

Der Anwalt lässt sich sofort mit dem Taxi in das kleine Privathaus mit der Koranschule und dem dahinterliegenden Gebetsraum bringen. Der Großimam führt Einhar Sürücy durch die Zimmer. Schränke sind von den Wänden gerückt, Papiere liegen neben abmontierten Vorhängen auf dem Boden.

„Wer war das?“, fragt Einhar.

„Der Staatsschutz. Die haben mir um fünf Uhr früh einen Durchsuchungsbefehl vor die Nase gehalten, erst die Möbel hier unten durchwühlt, dann meine Wohnung oben.“

Der Großimam geht die Treppe hinauf. In seinem Schlafzimmer liegen Hemden und Schuhe verstreut herum, in seinem Wohnzimmer Bücher neben dem Regal. Der Anwalt hebt sie auf: „Die bleiben nicht ungeschoren, das verspreche ich dir.“

„Die kamen wegen deines Bruders. Sie meinen, dein Bruder wäre hier und würde in diesem Haus seine Aufmärsche vorbereiten. Einhar, dein Bruder gefährdet alle unsere Absichten. Du musst ihn zur Ruhe bringen.“

Der Anwalt schiebt einen Stapel Bücher ins Regal und sagt leise: „Mein Bruder akzeptiert mich nicht. Er ignoriert

mich, er besetzt die Straßen, um mich zu provozieren.“

Der Großmama hält ein Buch mit gebrochenem Rücken: „Dann muss dein Bruder weg von hier!“

Der Anwalt greift sich an die Krawatte: „Wie soll das gehen? Er hat in jeder Stadt seine Anhänger, man kennt ihn europaweit.“

„Warum legt er sich mit den Deutschen an? Warum arbeitet er nicht für uns? Du wirst in dich gehen und heute oder morgen die rechte Antwort finden.“

Damit ist der Anwalt entlassen und bleibt mit seinem Zorn allein auf der Straße. Im Taxi lässt er sich zu seinem Bruder Akim fahren, doch vor der Grunewaldkreuzung staut sich der Verkehr. Seinen Bruder sieht er auf der Ladefläche des roten Pickups, umgeben von zweihundert schwarz gekleideten Männern. Der Taxifahrer, ein junger Türke, lehnt sich entspannt zurück. Der Anwalt verlässt den Wagen und läuft auf die Kreuzung, zwingt sich durch die heiser gebrüllten Männer, kommt aber nicht weiter, als bis zur Doppelkette der Leibwächter, die Adonis abschirmen. Der Anwalt schreit und fuchtelt mit seinem Schirm, aber niemand beachtet ihn. Er hört auch nicht die Sicherheitsfahrzeuge, die schnell die Kreuzung umstellen. Der Strahl eines Wasserwerfers wirft den Anwalt zu Boden. Er rollt sich zusammen, über ihm das Gewoge von Menschen. Als er nicht mehr getreten wird, rappelt er sich auf, seine Flucht endet jedoch am gerade um die Kreuzung gespannten meterhohen Netz aus messerscharfem Draht. Zwei Dutzend Demonstranten gehen so in die Falle. Einhar Sürücy werden Handschellen angelegt, man schiebt ihn in ein gepanzertes, fensterloses Fahrzeug und bringt ihn zusammen mit den anderen auf die nahe Polizeiwache. Seine biometrischen Daten werden geprüft, er muss Speichel für einen Test abgeben und wird anschließend wie die anderen Festgenommenen vom Schnellgericht zu einem Monat Gefängnis ohne Bewährung verurteilt. Am

nächsten Tag titeln mehrere Zeitungen, dass nun auch der Berater des Großimams, der Anwalt Sürücy, gemeinsame Sache mit dem Nationalisten Akim, genannt Adonis, mache. Eine Überschrift lautet: „Sind die Sürücys Terroristen?“

Nach zwei Tagen Haft ist der Anwalt auf Kautionsfrei. In den Nachrichten hört er, dass sein Bruder derzeit in Hamburg Straßen blockiert.

Ende August, als das neue Schuljahr beginnt, gibt es in vielen Klassen, ja in ganzen Schulen, keine deutschen Kinder mehr. Wiederholte Fernsehansprachen des Innenministers mit Appellen an die Eltern, ihre Kinder sofort in ihre angestammten Schulen zurückzubringen, bleiben unbeachtet, die Androhung hoher Zwangsgelder verhallt ohne Wirkung. Türkische Schüler sind nun, neben einigen Russen und Afrikanern, unter sich und verlangen, in türkischer Sprache unterrichtet zu werden. In allen großen Städten gibt es die gleichen Szenen: Hilflöse deutsche Lehrer versuchen in der Hoffnung, am nächsten Tag auch mit deutschen Schülern besetzte Klassen vorzufinden, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Aber an den Schulen ohne deutsche Schüler spricht außer den verzweifelten Lehrern niemand diese Sprache, es kann nicht mehr unterrichtet werden, man schickt die nicht zu bändigenden Schüler nach Hause. In den Zeitungen macht man sich über den ratlosen Innenminister lustig. Auf Karikaturen hat er einen riesigen Bauch und winzigen Kopf, mit der Lupe in der Hand sucht er deutsche Kinder.

Kollberg lässt seinen Innenminister zu sich kommen und fragt, was es mit dem Theater an den Schulen auf sich habe.

Der Minister hat sich mit einer Mappe voller Unterlagen ausrüsten lassen und legt dem Regierungschef Zeitungsausschnitte und Protokolle abgehörter Telefonate vor. Denn für den Minister steht fest, dass Einhar Sürücy nicht nur

Schuld an der gegenwärtigen Misere trage, sondern auch zum Anführer einer islamistischen Bewegung aufgestiegen sei. Kaum habe der Anwalt das Gefängnis verlassen können, habe er sich vor die Presse gestellt und für türkische Kinder türkische Schulen mit türkischen Lehrern gefordert. Wenn nämlich die Kinder seiner Landsleute in den Klassen den weitaus größten Anteil stellte, müsse man sich zukünftig nach muslimischem Glauben und muslimischer Kultur richten. Daraufhin hätten Eltern deutscher Schüler ihre Kinder in private Schulen umgemeldet, ohne sie aus den zuvor besuchten staatlichen Schulen abzumelden. Nachdem das Innenministerium von diesen gesetzwidrigen Praktiken erfahren habe, seien alle diese Verträge mit privaten Schulen für gegenstandslos erklärt worden. Die deutschen Eltern müssten also über kurz oder lang, aber eigentlich über sehr kurz, ihre Kinder wieder in die angestammten Schulen geben.

„Wir sind also angekommen“, sagt Kollberg, worauf der Minister fragt, was damit gemeint sei.

„In den Niederungen der Politik, aber das war mehr für mich gesprochen.“

Ja, das sei wohl so, gibt der Minister zu, und aus seiner Erfahrung wisse er nur zu gut, dass hinter einer Niederung eine weitere liege.

Kollberg zupft an seinem Jackett und setzt sich aufrecht an den Tisch, bereit, weiter zuzuhören.

Da Deutsch Amts- und Geschäftssprache sei, führt der Minister weiter aus, und an deutschen Schulen nur in deutscher Sprache unterrichtet werden dürfe, habe das Ministerium deutsche Schüler aus anderen Schulen mit ausreichendem Deutschenanteil in Ausländerklassen versetzt, damit vorschriftsmäßig in deutscher Sprache unterrichtet werden könne. Wohl leisteten einige Eltern gegen die Umschulung ihrer Kinder noch einigen Widerstand, aber der werde sich rasch legen, sobald die Zeitungen ein anderes

Sommerlochthema hätten. Leider sei die prekäre Situation von Leuten wie dem Nationalistenführer Sürücy eiskalt ausgenutzt worden, um das eigene Süppchen zu kochen.

Kollberg dankt für die Ausführungen.

Er besucht in den nächsten Tagen junge deutsche Familien, die zwei eigene Kinder haben. Er wird von einem großen Tross aus Journalisten begleitet, die mitschreiben und filmen, was Kollberg zu kleinen Mädchen und zu nervösen Jungen sagt.

Die Probleme an den Schulen sind damit aber nur einen Tag aus den Medien. Kollberg bestellt den Innenminister erneut ein und will wissen, wie die Entwicklung an der Geburtenfront verlaufen werde.

Der Minister ist klug genug, ein derart heikles Thema diplomatisch anzugehen. Es komme, was die Geburtenzahlen im Land anbelange, auf die Betrachtungsweise der Statistik an. Wen man da mit reinrechne – etwa Migrantenkinder – und wen nicht. Er habe eine Analyse der gesamten Problematik, in die ja auch das Theater um die Schulen falle, in Auftrag gegeben.

Der Innenminister legt dem Regierungschef eine viele Seiten umfassende Studie vor, die Kollberg von hinten nach vorn durchblättert. Nein, Innenminister habe ich nie werden wollen und dieser, denkt Kollberg, bestätigt mir mit seinen Zahlen und Tabellen jeden Tag aufs Neue, warum. Anmerken lässt sich Kollberg nichts.

Eine Ursache der demographischen Verwerfungen sei zweifelsfrei die starke Abwanderung junger und gut ausgebildeter Frauen nach Amsterdam, Paris oder London. Das könne man schön an der Grafik eins ablesen. Aber Frauen, die fort seien, bringen hierzulande keine Kinder mehr auf die Welt.

Frauen waren schon immer Sammler, die gehen dahin, wo es etwas zu holen gibt, denkt Kollberg.

Zurück bleiben gering qualifizierte Männer, auf eine Frau kommen in machen Regionen, statistisch gesehen, etwas mehr als drei Männer, wie die folgende Tabelle zeige. Diese Männer ohne Beschäftigung und Familie seien allerdings ein akutes Sicherheitsrisiko, weil sie sich zunehmend zu Banden organisieren. Mit polizeilichen Methoden könne man dem Problem nur bedingt begegnen, hier wäre Hilfe vom geschätzten Kollegen Hinkeldey bitter nötig.

„Was halten Sie von Frauen? Ich meine, warum wollen unsere Frauen keine Kinder zur Welt bringen? Welches Ministerium beantwortet mir diese Frage?“

Ob er als Familienvater oder Minister reden solle, fragt der Innenminister.

„Sagen Sie Ihre Meinung.“

Wer jung und gut ausgebildet sei, sehe zu, dass er seine Chance nutzt, gehe dorthin, wo es am lukrativsten sei. Es befinden sich übrigens viel mehr junge Leute auf dem Sprungbrett, als bislang angenommen, siehe Tabelle sechs.

Kollbergs rotes Telefon klingelt, der Minister muss seine Ausführungen unterbrechen. Kollberg macht sich Notizen und legt auf.

„Das Theater mit den Schulen wird langsam ärgerlich“, sagt der Regierungschef. „Gerade demonstrieren in mehreren Städten türkische und deutsche Eltern für getrennte Schulen.“

Dann müsse durchgegriffen werden, sagt der Minister.

„Das kenne ich“, wiegelt Kollberg ab. „Als Innenminister der Vorgängerregierung haben Sie sich ja einen Namen mit durchgreifenden Aktionen gemacht, nur geändert hat sich nichts.“

Das Problem lasse sich in der Tat nicht mit polizeilichen Maßnahmen regeln. Man brauche vor allem Zeit, sagt der Innenminister und fragt, was Kollberg denn täte, hätte er genug Zeit zum Regieren.

Kollberg strafft sich, als wollte er eine Erklärung ab-

geben, winkt aber gleich wieder ab: „Anständige Familien, die wissen, was sie zu tun haben, brächten uns jedenfalls ein gutes Stück voran.“

Der Innenminister räuspert sich und sagt, er sei an dem Debakel nicht schuld, weder politisch noch persönlich, er habe drei Kinder, die im Land studiert haben, hier arbeiten und Steuern zahlen.

„Was meinen Sie damit?“, fragt Kollberg.

Es gebe ja auch Kollegen, die gar keine eigenen Kinder haben, sagt der Innenminister.

Kollberg hätte beinahe protestiert, er könne nichts für sein vaterschaftsloses Schicksal. Ausgerechnet in dem Moment fragt er sich, wem er später, wenn es zu Hause ans Ordnen und Einpacken ginge, von seinen Eltern, von den Großeltern und Urgroßeltern erzählen solle. Vom kleinen Familienunternehmen, das im ersten Weltkrieg mit einem Druckknopfpapier für Uniformen zum Goldesel wurde, zur Großfabrik aufstieg. Kollberg sieht die vielen gelbstichigen Fotos aus jener Zeit vor sich, sie hängen bei ihm zu Hause im Flur an der Wand. Wen interessieren diese Bilder, wenn er tot ist, wer hütet die Ölgemälde seiner Vorfahren, die Medaillons der Großmutter, die Briefe von verliebten Künstlern an seine Mutter, die Orden seines Vaters? Was wird aus der eigenen Hinterlassenschaft? Um sich nichts anmerken zu lassen, sagt Kollberg: „Man muss dafür sorgen, dass junge Frauen nicht mehr fortlaufen.“

Worauf der Innenminister fragt, ob bekannt sei, dass der Jahrgang 1892, er wiederhole – 1892 – der letzte gewesen sei, der sich in der Zahl seiner Kinder ersetzte. Seitdem sei jede Kindergeneration kleiner gewesen als die Elterngeneration. Man müsse diese Entwicklung akzeptieren, es leben ohnehin zu viele Menschen auf der Welt. Was spreche dagegen, wenn in diesem Land in fünfzehn Jahren nur noch siebzig Millionen Einwohner lebten? Und eine Generation

weiter sechzig Millionen? Das sei eine natürliche Gesund-
schrumpfung.

„Wir machen jetzt mal etwas ganz anderes“, sagt Kollberg. „Die Leute da draußen erwarten positive Signale von der Politik, das Gejammer tut niemandem gut.“

Der Innenminister lacht verschmitzt und schlägt eine allgemeine Steuersenkung vor, was Kollberg mit einer gelangweilten Handbewegung abtut. „Lassen Sie sich etwas Kreatives einfallen, was alle mitreißt.“ Damit beendet er die Unterredung.

Kollberg sagt zu seiner Büroleiterin: „Lassen Sie Hinkeldey kommen.“

„Sie haben gleich einen Auswärtstermin, Herr Doktor“, erinnert Gesine. „Sie besuchen mit dem französischen Botschafter ...“

„Das muss dann warten“, entgegnet Kollberg.

„Es ist bedauerlich, dass Sie wegen des Sicherheitsministers so häufig Ihre Termine ändern“, bemerkt Gesine.

„Ich weiß, dass Sie Hinkeldey nicht besonders mögen, aber ich brauche ihn“, sagt Kollberg.

„Nein, Sie brauchen diesen Menschen ganz und gar nicht“, widerspricht Gesine leise.

„Also bestellen Sie Hinkeldey her und sagen ihm noch ein paar nette Worte.“

„Mit mir spricht Herr Hinkeldey nicht mehr, Herr Doktor.“

„Dann sprechen Sie eben mit ihm.“

„Warum?“

Kollberg holt tief Luft: „Den Doktor lassen Sie endlich weg.“

Er bearbeitet Akten, und als Hinkeldey im Büro erscheint, bringt er gleich zur Sprache, was ihn umtreibt: „Den geschätzten Kollegen Innenminister bindet die Problematik an den Schulen, der Herr Vater dreier Kinder fühlt sich derzeit

mit weitergehenden Aufgaben überfordert. Sie erarbeiten mir einen Masterplan zur Belebung der Geburtenentwicklung. Ich will mehr Kinder in diesem Land, und das schnell!“

Hinkeldey zieht sein kleines Arbeitsbuch aus seinem Jackett. Ihm sei bekannt, wie der geschätzte Kollege Innenminister über dieses Thema denke und er habe deshalb schon beizeiten ein eigenes Strategiepapier entworfen.

Kollberg lächelt und lobt seinen Sicherheitschef: „Sie sind nicht zu übertreffen, weil Sie schon lange vorher wissen, wo der Hase im Pfeffer liegt.“

Wahrscheinlich gäbe es in zwanzig Jahren mehr Hasen im Pfeffer, als deutsche Frauen mit Kindern, sagt Hinkeldey. Möglicherweise sei das seit einiger Zeit festzustellende Ausbleiben von Nachwuchs Ergebnis einer konzertierten Aktion, einer Art Fortpflanzungsverweigerung deutscher Frauen.

„Aha“, sagt Kollberg, unsicher, „ob das ernst gemeint ist?“

Er werde diesen Aspekt jedenfalls untersuchen lassen, denn Fortpflanzungsverweigerung müsse als ebenso bedrohlich wie ein Terroranschlag angesehen werden. Im letzten Fall stürben Dutzende, vielleicht sogar Tausende mit einem Schlag, im ersten Fall müsse man aber Millionen ungeborener Kinder beklagen.

Hinkeldey macht ein zufriedenes Gesicht und fährt fort: Fehlender Nachwuchs sei also ein Sicherheitsproblem ersten Ranges und die Bearbeitung dieses Problems obliege demzufolge dem Sicherheitsministerium. Um aus dem akuten Dilemma herauszukommen, schlage er einen simplen Fünf-Punkte-Plan vor: Erstens: Jede Frau bis fünfundvierzig habe sich jährlich einmal einer Fruchtbarkeitsuntersuchung zu unterziehen, wobei auch gleich vorhandene Schwangerschaften registriert werden. Zweitens: Abtreibungen werden ausnahmslos verboten. Handelten Ärzte zuwider, verlieren sie

ihre Zulassung, abtreibende Schwangere kommen wegen vorsätzlicher Tötung vor Gericht. Drittens: Die Pille werde verboten. Viertens: Wollen Frauen aus persönlichen Gründen ihr Neugeborenes nicht behalten, übernehme der Staat das Kind und zahle einen Ausgleich für die Lohneinbuße während der Schwangerschaft. Fünftens: Mittellose Frauen mit Kinderwunsch ohne Partner können sich in staatliche Pensionen begeben, wo Samenbanken zur Verfügung stehen. Außergewöhnliche Situationen erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Man werde damit keine Geburtenlawine auslösen, aber wenn sich das System durchsetze, steige die Kinderzahl kontinuierlich. Ferner sollten sorgfältigen Eltern jährlich steigende Erziehungsprämien gezahlt werden. In dreißig Jahren müsse Deutschland das Tal der Tränen durchwandert haben.

Kollberg hat Hinkeldey während des Vortragens beobachtet, die Zufriedenheit ist aus dessen Gesicht verschwunden, mit starrem Blick fixiert er einen imaginären Punkt, gerade so, als hätte er seine Visionen von einem Teleprompter abgelesen. Er meint alles so, wie er es sagt, denkt Kollberg und reibt an seinem glattrasierten Kinn: „Die Sache mit den Frauenpensionen schätze ich politisch als schwer durchsetzbar ein, aber ich gebe Ihre Vorschläge in den Ausschuss.“

Hinkeldey bittet um Verschonung vor parteipolitischen Querelen, insbesondere vor Ausschüssen, in denen ausschließlich die abgehalfterten Herrschaften der Vorgängerregierungen sitzen und alles Neue zerreden.

„Ohne die Ausschüsse bekomme ich aber kein Vorhaben durch“, sagt Kollberg.

„Das käme darauf an“, hält Hinkeldey dagegen.

„Was ist denn nun das Problem?“, fragt Kollberg. „Rebellierende Frauen oder rebellierende Ausschüsse?“

Gegen rebellierende Frauen werden ganz sicher keine Ausschüsse helfen, gegen die wachse kein Kraut, was, mit

Verlaub, der Herr Doktor ja auch am eigenen Leibe habe spüren müssen.

„Wie meinen?“ , fragt Kollberg.

Ihm, Hinkeldey, sei zum Glück die schlechte Erfahrung einer gescheiterten Ehe und teurer Scheidung bislang erspart geblieben.

„Mal etwas ganz anderes: Haben Sie ein Rezept zur Behebung des Problems an den Schulen?“ , fragt Kollberg.

Hinkeldey blättert einige Seiten in seinem Arbeitsbuch zurück und liest seinen Drei-Punkte-Plan vor, wonach Privatschulen geschlossen, Sprachinternate für alle Ausländerkinder eingerichtet werden. Diese müssen selbstverständlich unter Kontrolle des Sicherheitsministeriums stehen. Da hätte man den Terroristennachwuchs gleich unter Wind.

Kollberg reibt sich wieder am Kinn: „Warum haben Sie immer so radikale Lösungen?“

Weil die Probleme radikaler Natur seien, man könne nicht, wie der verehrte Herr Innenminister, ständig vor den Problemen weglaufen. Als Beispiel sollen nur die Altenghettos genannt sein.

Kollberg winkt ab: „Mir reicht es für heute.“

Der Oktober hat begonnen, aber die Luft im Teheraner Araratstadion ist stickig wie im Sommer. Zwanzigtausend iranische Frauen feuern die Fußballspielerinnen ihrer Nationalmannschaft an. Cordelia schreit ebenso wie ihre Freundin Nasrin, bei der sie seit zwei Wochen wohnt. Nach dem Spiel fährt Cordelia mit Nasrin ins einhundert Kilometer westlich gelegene Dorf, in dem die Großfamilie ihrer Gastgeberin zu Hause ist. Die beiden Frauen kennen sich seit Cordelias letztem Iranaufenthalt vor drei Jahren, als sie bei Grabungen des Deutschen Archäologischen Institutes assistierte.

Einige Kilometer hinter Teheran sind nur noch wenige

Fahrzeuge auf der Straße durch trostloses Ödland unterwegs, Falken kreisen über die vom Lehm rötlichen Täler und Hügel.

Die beiden Frauen machen sich über die schwerfällige Schiedsrichterin lustig, über keifende Spielerinnen und die ihren Propheten um einen Sieg anrufenden Zuschauerinnen.

„Vor fünfzehn Jahren, da habe ich gerade mein Studium begonnen, war ich das erste Mal im Stadion“, sagt Nasrin. „Am Eingang warteten die Sittenwächterinnen und haben jede von uns einzeln kontrolliert. Ob sich kein verkleideter Mann mit einschleicht, ob unsere Kopftücher fest sitzen und nicht verrutschen, ob unsere Mäntel über die Knie reichen. Und die Spielerinnen, stell dir das vor, hatten trotz größter Hitze lange Hosen, lange Hemden und ein doppelt gewickeltes Kopftuch zu tragen.“

Nasrin und Cordelia singen, nach einer Stunde machen sie Rast und trinken Wasser aus Plastikflaschen. Am Abend sind sie im Dorf. Die Sonne ist untergegangen, endlich wird es kühler. Vor Nasrins Elternhaus spielen ihre beiden Söhne. Es riecht nach frisch gebackenem Brot. Nasrin stellt ihrer Familie Cordelia vor. Sie erhält einen Platz auf Kelimkissen an der Stirnseite des niedrigen Tisches. Dort stehen bereits eine Paste aus Schafskäse, Ei und fester Sahne und der Samowar. Die Familienangehörigen setzen sich dazu, es sind zweiundzwanzig Personen. Nasrins Mutter fragt nach dem Fußballspiel und sagt, dass heutzutage alles so anders geworden sei. Zum Beispiel die Sittenwächterinnen, die nun, ganz anders als noch vor fünfzehn Jahren, die wahren Schützerinnen der Frauen seien. Zu ihnen könne man nun gehen, wenn fremde Männer sich unverschämt verhielten, wenn es Probleme mit der weiblichen Natur gäbe, oder wenn eine Frau kein Geld mehr hätte und in Not geraten sei.

Cordelia hört an dem Abend viele Geschichten, auch die des Urgroßvaters, der 1953 als junger Soldat den Putsch gegen den Präsidenten Mossadegh erlebte: „Ich war bei der

Leibgarde im Regierungspalast. Ich kannte viele Ausländer, die dort kamen und gingen, auch Deutsche. Sie haben ihre ersten Geschäfte mit der Regierung gemacht. Amerikaner liefen auch im Palast herum, jedes Mal andere, nur einer, der ständig grinste, kam dreimal. Das Gesicht werde ich nie vergessen, das war Kermit Roosevelt, der hat den Putsch gegen unseren Präsidenten befehligt. Er hat mir am 19. August, als es losging und ich meine Kameraden warnen wollte, seine Pistole an den Kopf gehalten und abgedrückt. Aber das Ding klemmte und da hat er mir eine Stahlkassette aus dem Büro des Präsidenten über den Kopf geschlagen.“

Der alte Mann zieht seine dichten Haare auseinander: „Da, das verdanke ich ihm. Dann kam der Schah aus seinem Exil zurück, wo hatte der sich noch verkrochen? In Italien? Jedenfalls wurde ich wieder in die Leibgarde aufgenommen, bis die verdammten Amerikaner auch den Schah wieder loshaben wollten, dann kam Chomeni. Jetzt kommen die Amerikaner wieder und wollen unsere Ingenieure wegholen. Die Deutschen wollen sie auch haben, aber die Amerikaner bezahlen besser.“

„Man kann hier lesen, dass es in Deutschland für Kinder alles umsonst gibt“, sagt die Großmutter, „und die Eltern bekommen viel Geld dafür, wenn sie Kinder haben. Aber warum wollen sie keine Kinder?“

Cordelia lacht verlegen und bevor sie eine Antwort sagen kann, reden die Großeltern in einem Dialekt miteinander, den Cordelia nicht versteht. Aber sie merkt schnell an Gesten und Blicken, dass es um sie geht. Cordelia möchte wissen, worüber gesprochen wird, aber Nasrin wiegelt ab: „Das ist unwichtig.“

Das Gespräch am Tisch wird lauter, auch die Männer beteiligen sich daran, immer wieder zeigt jemand mit dem Finger auf Cordelia.

„Habe ich etwas falsch gemacht?“, fragt sie.

„Nein, eher ich“, sagt Nasrin.

„Warum?“

„Sie wollten wissen, ob du Kinder hast, und ich habe ihnen gesagt, dass du keine Kinder willst, und das akzeptieren sie nicht.“

Nach einer halben Stunde spricht man über etwas anderes im Dialekt, den Cordelia nicht versteht.

Am Nachmittag des nächsten Tages landet Cordelia in Schönefeld. Vom Flugplatz aus meldet sie sich bei Hinkeldey zurück, sie verabreden sich für den Abend.

Auf dem Weg zu ihrer Wohnung fährt das Taxi durch Viertel, in denen sie lange nicht mehr war. Sie erinnert sich an Kneipen, Discos und Nachtclubs, in denen sie als Halbwüchsige verkehrte, in die nun türkische Hochzeitsausstatter, Teppichhändler, islamische Kulturvereine und chinesische Textilhändler gezogen sind. Die Schule, in der Cordelia mit ihren Freunden Theater spielte, ist einem Parkhaus gewichen und in jener Straße mit den verkommenen Häusern, in denen damals Vietnamesen hausten, leuchten nun helle Fassaden. Autos können nicht mehr durchfahren, denn dort, wo der Asphalt lag, wachsen jetzt zwei Reihen Bäume, die aufgestellte Bänke beschatten. Alte Leute sitzen dort.

Als Cordelia abends Hinkeldey trifft, ist sie nicht sicher, ob auch er sich verändert hat. Die Haare trägt er länger, aber waren sie jemals gewellt? Spricht er leiser als sonst?

Sie ist darauf eingestellt, eine Lageeinschätzung und eine Beurteilung zum Iranaufenthalt abzugeben, aber Hinkeldey interessiert, ob sie im Urlaub zugenommen oder abgenommen habe, ob sie dort unten von Verdauungsproblemen geplagt worden sei und ob die iranischen Machos Kondome benutzen. Nach dem Essen lobt er Cordelia, sie sei zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort gewesen und habe mit ihrem sicheren Gespür die richtigen Zielpersonen getroffen,

nämlich organisierte Islamisten, die nun von seinen Spezialisten auseinander genommen werden, bevor sie nach Deutschland einreisen, um hier Unheil anzurichten. „Dass du neuerdings auf Frauen stehst, noch dazu auf etwas reifere, hat mich schon verwundert. Aber letztlich zählt auch in unserem Job nur der Flexible.“

„Verstehe ich dich richtig“, fragt Cordelia, „dich interessieren meine sexuellen Vorlieben mehr als der abrechenbare Erfolg meiner Reise?“

„Mich interessiert, ob du mit dieser morgenländischen Schönheit namens Nasrin in einem Bett geschlafen hast?“

„Wenn deine Leute schon überall herumschnüffeln, dann hätten sie mir doch ein zweites Bett bringen können“, sagt Cordelia spitz.

„Da wir schon bei herzerfrischenden Themen sind, möchte ich dir noch von unserem gemeinsamen Freund Adonis Sürücy berichten. Er läuft etwas aus dem Ruder. Seitdem wir alle wichtigen Kreuzungen Tag und Nacht bewachen, kann er seine Wegelagereien nicht mehr so wirkungsvoll inszenieren. Er ist mit seinen Kumpanen in kleinere Städte gezogen, aber dort haben ihn seine eigenen Leute von den Straßen gejagt, weil die keine Unruhen wollen. Er führt etwas im Schilde, dumm ist, wir wissen nicht was.“ Hinkeldey beugt sich zu Cordelia. „Kümmere dich um den Knaben. Zugegeben, der Job ist nicht aufregend. Aber wir können die anatolische Nachtigall nicht einfach aus dem Verkehr ziehen, die hätten dann einen Märtyrer mehr.“

„Warum machst du den Job nicht selbst, man muss flexibel sein“, versetzt Cordelia.

„Er hat Mundgeruch und schnarcht fürchterlich“, gibt Hinkeldey mit gespitzten Lippen zurück.

„Ich bin raus.“

„Du solltest mit deinem Geldgeber netter umgehen.“

„Ich werde nicht verhungern.“

„Außerdem schützen wir auch jeden, der für uns arbeitet. Oder sind dir schon einmal Nachlässigkeiten unsererseits aufgefallen?“

„Was soll der nette Hinweis?“, fragt Cordelia.

„Wer nicht mehr für uns arbeitet, den schützen wir nicht mehr, und das kann für Leute mit vielen Kontakten unangenehm werden. Stell dir vor, irgendeine undichte Stelle steckt dem Sürücy oder der iranischen oder türkischen Botschaft, dass du tüchtig für uns gearbeitet hast.“

Cordelia lächelt und sagt: „Du bist ein Arschloch.“

„Ja, so kenne ich dich, so liebe ich dich“, lacht Hinkeldey. „Bisher habe ich als Sicherheitsbeamter gesprochen, aber du kannst dich auf den Privatmann und guten Freund verlassen, den du durchaus verwöhnen kannst wie die schöne Nasrin.“

Kollberg fährt den Wagen selbst und Gesine, die neben ihm sitzt, ruft ständig: „Passen Sie auf, Herr Doktor!“

Seit Stunden tobt ein Orkan und wirbelt immer wieder Aufsteller, losgerissene Lampen und Papierkörbe durch die Luft. Die Böen drücken auch den Regen aus den Pfützen. Es ist warm wie im Sommer, aber es ist Anfang November.

„Jedenfalls bin ich froh, dass Sie mitgekommen sind, obwohl man bei dem Wetter keinen Hund rausjagen mag“, sagt Kollberg und weicht auf der Straße liegenden Dachpfannen aus. Vor dem Haus seiner Eltern liegt eine umgestürzte Tanne und blockiert den Zugang. Kollberg hilft Gesine über das Hindernis und schließt die Tür auf.

„Endlich kommt ihr“, sagt Kollbergs Mutter. „Er spielt verrückt, seit gestern ist er nicht mehr zurechnungsfähig.“

„Hast du den Arzt geholt?“

„Der Arzt, der Arzt, was soll der schon machen? Der verschreibt seine Beruhigungspillen und Vater schmeißt sie

ins Klo. Aber auf dich reagiert er.“

„Ich habe meine Sekräterin mitgebracht, sie hatte mich auch bei deinem Geburtstag begleitet“, sagt Kollberg und nimmt Gesine den Mantel ab.

„Das weiß ich, so verkalkt wie dein Vater bin ich nicht.“

„Gesine hatte sich das letzte Mal hervorragend mit Vater verstanden, vielleicht kann sie ihn jetzt auch beruhigen.“

„Den und beruhigen? Er nimmt hier alles auseinander, was er kriegen kann.“

Kollbergs Vater fährt mit dem Rollstuhl in den Flur und ruft: „Wieso nimmt hier keiner Haltung an. Habt ihr nicht gedient?“

Gesine tritt einen Schritt zurück.

„Hört ihr das da draußen? Die Russen kommen. Endlich passiert mal was in diesem Kaff.“

„Er hat heute Mittag mit Tellern nach mir geworfen, die Küche sah aus wie ein Schlachtfeld. Ich kann ihn keine Minute aus den Augen lassen.“

Kollberg geht zu seinem Vater und drückt ihm kräftig auf die Schulter: „Na, Herr General, was macht die Truppe?“

„Du hast dich ja fein rausgestohlen, der Herr wollte ja lieber in die Politik gehen, obwohl die Kollbergs seit Generationen dienen.“

Für eine kurze Zeit flackert das Licht im Haus, Kollbergs Mutter schreit auf und sein Vater ruft: „Da hörst du’s. Das alberne Gegacker geht schon die ganze Zeit.“

Kollberg schiebt seinen Vater in das Arbeitszimmer, dort will er aber nicht bleiben: „Ich muss da raus, was glaubst denn du, was ohne mich passiert?“ Er sieht zu Gesine und fragt: „Wo waren Sie ’89, als die Mauer fiel? Jedenfalls haben wir damals mit allem gerechnet, auch, dass die Russen einmarschieren. Auf die habe ich gewartet, die hätten mal kommen sollen.“

Kollbergs Vater ruckt im Rollstuhl und fuchtelt mit den

Armen: „Die Russen hätten wir gebührend empfangen. Wir haben damals innerhalb von zwei Wochen unsere Aufmarschpläne fertig gehabt, aber das will heute kein Mensch mehr wissen. Das soll immer heißen, unsere Truppe sei von der Entwicklung überrascht worden, unsere Truppe hätte nichts machen können. Ich habe dem Kanzler damals selbst die Einsatzpläne auf den Tisch gelegt. Von wegen nicht vorbereitet.“

„Dafür hat dir der Kanzler auch den höchsten Orden verliehen“, sagt Kollberg zu seinem Vater.

„Und mich anschließend rausgeschmissen. Was sich dieser Kassenwart einbildet. Ich habe schon für Deutschland gedient, als diese aufgeblasene Tonne in irgendeinem Ortsverein die Monatsbeiträge einsammeln musste.“

„So geht es den ganzen Tag“, sagt Frau Kollberg, „er ist unausstehlich.“

„Wir könnten uns wieder Fotoalben anschauen“, schlägt Gesine vor.

Frau Kollberg fasst sich an den Kopf: „Dass ich nicht selbst darauf gekommen bin!“

Sie holt aus dem Wohnzimmerschrank drei schwarzledern eingebundene Alben und gibt sie Gesine. Kollbergs Vater lässt den Blick nicht mehr von den Bänden, er wird ruhig und folgt Gesine an den Tisch.

Kollberg geht mit seiner Mutter in die Küche: „Er kann hier nicht mehr ohne fremde Hilfe leben. Entweder ihr nehmt eine Pflegeschwester auf oder er geht in ein Seniorenheim.“

„Warum sagst du das? Ich lasse ihn nicht allein.“

„Dann holt Pflegepersonal ins Haus. Ihr habt acht Zimmer, da wird doch Platz sein.“

„Aber dein Vater lässt niemanden ins Haus, er will keine Fremden, er prügelt sie mit dem Stock hinaus.“

„Vater ist siebenundachtzig, der prügelt niemanden hinaus“, sagt Kollberg.

Eine Windböe bringt die Scheiben im Küchenfenster zum Klirren.

„Du kannst doch hier wohnen“, schlägt Kollbergs Mutter vor. „Meinetwegen mit diesem Mädchen, Vater kommt mit ihr zurecht.“

„Das Mädchen ist meine Büroleiterin, und mich behandle bitte nicht immer wie einen Studenten, Mutter.“ Kollberg fegt die Porzellanscherben zusammen, stapelt die Zeitungen aufeinander und räumt leere Flaschen in Beutel. Seine Mutter raucht einen Zigarillo und entspannt sich dabei. Als sie das Fenster aufmacht, damit der Qualm abziehen kann, fegt Sturm herein und wirbelt Briefe, Zigarettentasche und die Blumen von der Fensterbank. Die Küchentür springt auf und knallt gegen die Wand.

„Euch kann man beide nicht alleine lassen“, ruft Kollberg beim Verriegeln des Fensters.

Verängstigt hält sich Frau Kollberg am Jackett ihres Sohnes fest. Im Wohnzimmer telefoniert er nach einem Pflegedienst, der sofort seine Arbeit aufnehmen soll. Als Kollberg seinem Vater die zwei Pflegerinnen vorstellen will, sitzt der alte Mann noch immer auf dem Sofa, das Gesicht dicht über die Fotos gebeugt und erzählt Gesine von Manövern und Empfängen.

Um Mitternacht, als der Sturm nachlässt, fahren Kollberg und Gesine nach Hause.

„Ich habe oft bedauert, dass mein Vater so früh gestorben ist, aber wäre er so alt wie Ihr Herr Vater, ich weiß nicht, ob er sich das gewünscht hätte.“

„Mein Vater ist für sein Alter in Ordnung“, sagt Kollberg, „manchmal vergesslich, manchmal ist er bei Wetterumschwüngen gereizt. Seit einem halben Jahr sitzt er lieber im Rollstuhl, als selbst zu gehen. Das ist sein Problem. Die Alten sollen, solange sie können, ihre Sachen selbst erledigen.“

Feuerwehrleute beräumen die Straßen von Trümmern.

„Herr Doktor, ich hatte noch nicht die Gelegenheit, Ihnen zu sagen, dass Ihr Sicherheitsminister bereits seinen Fünf-Punkte-Plan umsetzen lässt, obwohl die Angelegenheit noch in den Ausschüssen liegt.“

„Wann lassen Sie endlich das Herr Doktor weg?“

Die Büroleiterin holt tief Luft und seufzt kaum vernehmbar: „Immerhin habe ich Ihre Doktorarbeit ins Reine gebracht.“

„Woher wissen Sie das mit Hinkeldey?“

„Der Herr Innenminister hat mich gefragt, in wessen Auftrag diese Frauenpensionen eingerichtet werden. Er sprach von bisher zehn Objekten. Am Ende bestimmt das Sicherheitsministerium, wann Weihnachten ist.“

Kollberg lacht auf: „Dann wünschen Sie sich etwas vom Weihnachtsmann Hinkeldey?“

„Wenn die Presse von diesen Frauenpensionen Wind bekommt, wird man gegen Sie losziehen.“

Kollberg muss warten, bis Feuerwehrleute einen umgeknickten Lichtmast aus dem Weg räumen.

„Was halten Sie denn von den Frauenpensionen? Ich frage Sie nicht als Regierungschef.“

„Gar nichts“, sagt Gesine.

„Sie würden da nicht hingehen, wenn Sie ohne Mann leben wollen, aber Kinder haben möchten?“

„Ich lebe ohne Mann und möchte Kinder haben, aber ich würde nie in so eine Besamungsanstalt gehen.“

„Warum haben Sie eigentlich keine Kinder?“

Gesine sieht den abrückenden Feuerwehrleuten nach: „Ich hätte gern Kinder, aber ich habe wohl den richtigen Zeitpunkt verpasst.“

Kollberg schlägt mit der Hand auf das Lenkrad: „Was heißt denn verpasst, mein Gott, wie alt sind Sie denn? Sechsenddreißig?“

„Siebenunddreißig.“

„Was hat man denn da verpasst?“, fragt Kollberg und fährt weiter, vorbei an den eingezäunten und vom Wachdienst zu jeder Zeit und bei jedem Wetter abgeschirmten Altenquartieren.

Der Großimam ist voll des Lobes für seinen einstigen Schüler. Einhar Sürücy hat in den letzten Monaten die verschiedenen türkischen Kulturvereine zur Türkischen Union vereinigen können, und in den Städten, die im Frühjahr ihre Bürgermeister wählen, eigene Kandidaten aufgestellt. Diese Kandidaten sollen nun mit der gebündelten Kraft der Türkischen Union unterstützt werden, denn dort, wo sie antreten, sind deutsche Einwohner in der Minderzahl. Der Anwalt wird sich um die einflussreichen Großfamilien kümmern und mit den Kandidaten in Koranschulen und auf Sportplätzen auftreten. Das Wahlprogramm ist formuliert und zigtausendfach gedruckt.

Nun sitzen der Großimam und der Anwalt drei Tage vor dem Jahreswechsel zusammen und warten auf Akim. Der Großimam hat ihn zum Versöhnungsgespräch mit seinem Bruder Einhar überreden können. Einhar Sürücy hat widerwillig zugestimmt, denn sein älterer Bruder stellte zur Bedingung, als Familienoberhaupt anerkannt zu werden. Für dieses Zugeständnis verlangt der Großimam, dass Akim keine Straße mehr besetzt und nur noch im Wahlkampf auftritt, um die eigenen Leute zu mobilisieren.

Aber der Sänger kommt nicht. Der Großimam ist aufgebracht und droht mit der Scharia, dem islamischen Gesetzbuch. Der Anwalt versucht, in den nächsten Tagen seinen Bruder über die Agentur zu erreichen. Man sagt ihm aber nur, dass Adonis verreist sei.

Tatsächlich hat sich der Sänger einige Tage freige-

nommen, um mit Cordelia in Monte Carlo den Jahreswechsel zu verbringen. Beide verlassen nur selten ihr Hotel, das allen erdenklichen Komfort bietet. Von ihrer Suite blicken sie auf den Yachthafen und das Meer. Cordelia und Adonis fühlen sich wohl im breiten und weichen Bett. Der Sänger liegt dort nackt, isst und trinkt und gebärdet sich alle fünf Stunden, wenn er mit Cordelia Sex will, wie ein tollender Hund.

„Der Imam hat mir die halbe Kindheit mit Koranpauken versaut, aber eins habe ich mir gemerkt: Eure Frauen sind euch ein Saatfeld. Geht zu eurem Saatfeld, wo immer ihr wollt. Wie gefällt dir das? Als guter Muslim muss ich Saatfelder bestellen. Ich war schon früh ein Löwe, ich habe alles ausprobiert und niemals versagt, das kann ich beschwören. Meine Frau versagt, sie ist ein Waschlappen. Aber solange sie meine Kinder ausbrütet, lasse ich sie bei mir.“

Der Sänger greift in seine Tasche, die neben dem Bett steht und holt einen Gummiknüppel heraus: „Weißt du, woher ich den habe?“ Adonis zieht den Knüppel auseinander. „Den Bullen abgenommen. Von den Dingen liegen zu Hause hundert Stück herum. Einmal habe ich damit meiner Frau den Arsch poliert, weil der so schön groß und rund ist. Da ist sie zu ihrem Bruder gelaufen: Abi, Abi, schütz mich vor dem bösen Mann.“ Adonis lacht und schlägt mit dem Knüppel auf seine Schenkel.

Cordelia holt die zweite Flasche Sekt aus dem Kühlschrank und fragt sich, wer von beiden die größere Kanaille ist; Hinkeldey, bei dem sie Karriere machen soll, oder Adonis, der sie zur Nebenfrau will. Nur im Bett sind beide gut.

Am gleichen Tag begleitet Gesine den Regierungschef zum Presseball. Sie hat für Kollberg eine kämpferische Rede geschrieben, die ankündigt, dass im neuen Jahr allem Mü-

Biggang der Kampf angesagt werde.

Nach dem offiziellen Teil eröffnen Kollberg und Gesine mit einem Straußwalzer den Tanz. Ein Auftritt reicht ihr, sie schaut dann von ihrem Tisch aus zu, wie ihr Chef mit der Vorsitzenden der Seniorenwohlfahrt tanzt, anschließend mit der Frau des Innenministers, den dritten Tanz absolviert er mit einer einflussreichen Zeitungsverlegerin.

Gesine lässt sich zeitig nach Hause fahren. Ihre Wohnung liegt im neunten Stock eines Hochhauses, und sie benutzt wie immer den Fahrstuhl. Mit ihr steigen zwei Männer ein, sie tragen schwarze Lederjacken und Handschuhe. Einer blickt auf seine Armbanduhr und pfeift leise vor sich hin. Im sechsten Stockwerk hält der Fahrstuhl. Als sich die automatische Tür öffnet, erblickt Gesine einen weiteren Mann. Er ist ebenso gekleidet wie die anderen beiden. Er bleibt in der Lichtschanke stehen und blockiert somit die Fahrstuhltür. Einer der Männer spricht Gesine in schlechtem Deutsch an und verlangt ihre Ringe und ihre Halskette.

Zum Empören bleibt Gesine keine Zeit, die Männer halten sie fest und reißen ihr den Schmuck weg. Gesine schreit und sieht hilfeschend zur Fahrstuhlkamera, doch über dem runden schwarzen Objektiv klebt Plastikfolie. Einer der Männer stopft ihr den eigenen Schal in den Mund, ein anderer sticht ihr mit einem Klappmesser in den Bauch und in die Brust. Gesines Augen sind starr und groß, sie greift mit den Händen in die Luft und sackt zusammen. Die Männer gehen zu Fuß die Treppen hinunter, niemand begegnet ihnen. In ihrem Auto nehmen sie die falschen Augenbrauen und Oberlippenbärtchen ab und stopfen die Utensilien zusammen mit dem Messer und Schmuck in einen Stoffbeutel. Als die Männer mit ihrem Wagen über eine Brücke fahren, fliegt der Beutel in den Fluss und versinkt rasch im strudligen Wasser.

Kollberg hält im Februar eine erweiterte Kabinettsitzung ab. Zunächst muss der Innenminister eingestehen, dass er keines der Altenghettos im Land habe räumen können. Weder mit Überzeugungsarbeit noch mit polizeilichen Mitteln sei es gelungen. Auch die Situation an den Schulen sei noch nicht befriedet. Die privaten Schulen hätten mit ihren Klagen auf den Status quo ante beim Obersten Gericht Recht bekommen, und die Umsetzung deutscher Kinder an staatliche Schulen ohne deutsche Schüler bereite größte Schwierigkeiten. Aber er habe auch eine gute Nachricht: Als positives Zeichen seitens der Politik solle jedes Jahr im Mai das Sportfest der Nation stattfinden, anlässlich dieses Festes können sich alle, die im Land leben, sportlich messen. Das zöge auch einen willkommenen demographischen Effekt nach sich, denn unter den geschätzten fünf Millionen Teilnehmern würden eine Million junge Frauen erwartet, von denen ein guter Teil während der ausgelassenen Tage schwanger werden dürfte.

„Na also“, sagt Kollberg, „es geht doch.“

Hinkeldey berichtet, wie viele Iraner bereits im Land seien, jeder von ihnen biometrisch erfasst und auch überwacht. Zu Straßenblockaden durch extreme Muslime sei es im neuen Jahr dank spezieller Maßnahmen noch nicht gekommen, und er gehe davon aus, dass es auch nicht mehr passieren werde.

Kollberg bittet Experten dreier demographischer Institute herein, die zur aktuellen Populationsentwicklung berichten sollen. Jeder der drei Wissenschaftler hat dazu eine Studie verfasst, die auf den Tisch gelegt werden. Die Demographen kennen ihre Zahlen auswendig, dass deutsche Frauen derzeit eine Geburtenquote von 1,0 Kinder hätten, 2005 habe die Rate noch bei 1,4 gelegen, und im Jahre 2040 werde sie bei 0,8 liegen. Es kommen auffällig weniger Mädchen als Jungen zur Welt und der Altenanteil steige exponentiell, weshalb die staatlich garantierten Mindestrenten schon in drei Jahren ins

Unfinanzierbare rutschen. Man müsse deshalb jetzt die Rentenbezüge halbieren und die Rentenbeiträge drastisch erhöhen.

Worauf Hinkeldey einwendet, für Schlussfolgerungen seien Politiker da. Kollberg will die Experten weiter anhören. Die halten den Zuzug von jährlich mindestens einer Million junger Familien für notwendig. Und dass Alleinlebende maximal zu besteuern seien, denn diese Leute hätten sich bislang wie Trüffelschweine durch die Gesellschaft gewühlt und sollten dafür endlich den Preis zahlen.

Kollberg fragt: „Wie kommen wir zu mehr Kindern. Was halten Sie als Experten von Kindertransfer?“

Die Methode sei gut und habe sich in Italien und Spanien seit Jahren bewährt. Die Regierungen kaufen Kinder aus mexikanischen Waisenheimen, und dort sei man froh, diese Fälle los zu sein. Die Niederlande und Frankreich beziehen Kinder aus ihren ehemaligen Kolonien, in denen es noch gewisse Populationsüberschüsse und eine emotionale Bindung zum ehemaligen Mutterland gebe. Für Deutschland komme das nicht in Frage, man müsse Kinder gewissermaßen auf dem freien Markt kaufen und das sei teuer.

Kichernd wirft ein Experte ein, man brauche eben Deutsch-Südwest-Afrika und den Kaiser.

„Wie denken die Herren über Frauenpensionen?“, fragt Kollberg.

Auch das probiere man derzeit in einigen osteuropäischen Ländern aus, bekommt der Regierungschef zur Antwort. Die Frauen nehmen diese Art Angebote aber nicht an.

„Warum nicht?“, will Kollberg wissen.

In ganz Europa hätten sich Frauen dank ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit so viele Freiräume geschaffen, dass sie glauben, allein entscheiden zu können, ob sie eine Familie oder Kinder wollen. Andererseits folgen viele junge

Frauen bedauerlicherweise bestimmten Mustern, die ihnen die Medien verkaufen, etwa Familie als Störfaktor bei der Selbstverwirklichung zu empfinden, hinzu komme die Politik dieser und der letzten Regierung.

„Wie bitte?“, ruft Kollberg. „Was sollen wir denn noch tun? In welchem Land der Welt wird mehr für Frauen mit Kindern ausgegeben?“

Das sei eben das Problem, sagt ein Experte. In Ländern, in denen der Staat wenig für diese Förderung ausbebe, sei die Geburtenrate deutlich höher und Spitzenwerte gebe es dort, wo der Staat keinen Cent für Kinder und Familien beisteuere.

„Absurd“, sagt Kollberg kopfschüttelnd.

Am Abend fährt der Regierungschef wieder in die Rehabilitationsklinik, in der Gesine seit einigen Tagen betreut wird. Viele Wochen auf der Intensivstation der Notfallchirurgie liegen hinter ihr. Zwar waren die Operationen an Brustkorb und Bauch komplikationslos verlaufen, die Messerstiche hatten das Herz und wichtige Blutgefäße nicht getroffen, die Bauchhöhle entzündete sich jedoch und musste wieder geöffnet werden. Nach diesem Eingriff bekam Gesine eine Lungenentzündung und es folgten weitere Wochen intensivster Behandlung.

Gesine freut sich jedes Mal über Kollbergs Kommen. Sie sitzt dann ruhig am Tisch und erzählt ihm mit leiser Stimme, was sie vom Fenster aus beobachtet hat. Sie kann in Buchten des halb zugefrorenen Wannsees blicken, in denen Kinder Schlittschuh laufen, was sie leider nie hatte lernen können, weil man sie zu Hause und in der Schule für völlig unsportlich gehalten hatte.

Obwohl Gesine Pullover und weite Hosen trägt, ist ihrem Körper die Schwächlichkeit deutlich anzusehen. Ihr Gesicht ist schmal, die Lippen sind fahl. An ihren dünnen Fingern hielte kein Ring. Wenn sie Kollberg etwas zeigen will, geht

sie vornübergebeugt und mit kleinen Schritten ans Fenster wie eine alte Frau. „Gestern war sogar ein Eissegler in der Bucht. Aber er hatte keinen Wind, da wurd’s dann nichts.“

Kollberg überlegt, ob er vom ersten Ermittlungserfolg berichten soll, den ihm sein Innenminister gestern gemeldet hat. Einem Zeugen waren drei Männer beim Verlassen des Hochhauses aufgefallen. Kollberg sagt nichts und geht nach dem Krankenbesuch zum Chefarzt, der ihn über Gesines Zustand unterrichtet.

„Körperlich wird sie in drei, vier Wochen wieder belastbar sein, der Zustand ihre Psyche ist aber problematisch. Wir können kein männliches Personal in ihr Zimmer lassen. Sie bekommt dann Schreiattacken. Sie sind der einzige Mann, den sie an sich heranlässt. Wenn die Patientin aus unserem Haus entlassen wird, sollte sie sich in psychiatrische Behandlung begeben.“

Der erste Märzsonntag – in mehreren deutschen Städten werden Bürgermeister gewählt – ist Gesines Entlassungstag. Sie fühlt sich wohl und möchte sofort wieder in ihrem Büro arbeiten. Montag früh begrüßt sie Kollberg am Schreibtisch mit den Worten: „Ich bin noch nicht reif für die Psychiatrie, Herr Doktor. Außerdem ist hier genug Arbeit liegen geblieben.“

Der erste Anruf, den Gesine entgegennimmt, kommt vom Innenminister. Sie erschrickt, als sie seine Stimme hört und lacht schrill auf.

Der Minister will Kollberg das amtliche Wahlergebnis vom Vortag mitteilen.

Gesine erschrickt aber auch, als die Vorsitzende der Seniorenwohlfahrt anruft und endlich einen Termin mit Kollberg genannt haben möchte, bei dem man Tacheles reden könne und nicht brave Verbeugungen wie beim Presseball zum Jahreswechsel machen müsse.

Schon nach einer Stunde schwindelt ihr, es pfeift ihr in den Ohren.

Sie versäumt auch, den Innenminister anzumelden, der in ihrem Büro erscheint. Sie kann für einen Moment nichts mit dem kleinwüchsigen Mann anfangen, starrt nur auf seine Hände.

Der Innenminister geht unangemeldet zu Kollberg und sagt, dass künftig in vier Städten türkische Bürgermeister regieren, so die Wahl rechtmäßig verlaufen sei. Und dass diese neuen Bürgermeister bereits gestern bekannt gegeben hätten, und das unisono, sowohl ein anderes Ordnungsrecht als auch Baurecht einzuführen, um die Ansprüche der muslimischen Mehrheit in den Städten endlich durchzusetzen. Man wolle in den nächsten Tagen mit den Vorbereitungen für den Bau von Moscheen, türkischen Schulen und Kindergärten beginnen.

Kollberg lässt seinen Stift über das Papier rollen und fragt, als komme ihm der Gedanke zum ersten Mal: „Wieso gewinnen Türken unsere Bürgermeisterposten?“

Dahinter stecke der Anwalt Sürücy, sagt der Innenminister.

„Ja und?“, ruft Kollberg. „Solche Leute gibt es überall, aber deshalb wählt man doch keine türkischen Kandidaten.“

Hätte man die Alten nicht, wären die türkischen Gewinne noch höher ausgefallen, denn die Alten gehen brav zur Wahl und machen ihr Kreuzchen an der richtigen Stelle.

Kollberg haut mit der Faust auf den Tisch: „Ich will wissen, wieso die Türken unsere Bürgermeisterposten gewinnen und nicht, ob Blinde und Lahme ihre Kreuze an der richtigen Stelle hinkritzeln. Mein Gott. Muss man denn hier alles selber machen? Gesine, Hinkeldey soll kommen.“

Kollbergs Büroleiterin sitzt einen Moment reglos vor ihrer Apparatur – den langen Finger über der roten Taste „Sicherheit“ – drückt aber nicht. Jede Sekunde, die sie untätig

verstreichen lässt, jeder Augenblick, den Hinkeldey später kommt, ist ihr Genugtuung.

„Gesine. Was ist mit Hinkeldey?“, ruft Kollberg in der Tür stehend.

„Sie sehen ja, Herr Doktor, ich drücke und drücke.“ Gesine aber drückt neben der roten Taste, vier Minuten schindet sie auf diese Weise heraus.

Als der Sicherheitsminister endlich kommt, fährt Kollberg ihn laut an: „Haben Sie das Debakel nicht kommen sehen? Wo sind denn Ihre Leute? Ich denke, Sie haben alles so perfekt im Griff mit Ihren biometrischen Wunderwaffen.“

Hinkeldey wartet, bis sich Kollberg beruhigt.

Die türkischen Freunde könnten mit einem zu ihren Gunsten geänderten Recht tatsächlich den einen oder anderen Fakt schaffen, das warte man aber erst gar nicht ab, sondern unterstelle das kommunale Recht der unmittelbaren Regierungsgewalt.

Kollberg lacht auf: „Wie wollen Sie das denn fertig bringen? Da sind schon ganz andere gescheitert.“

Das hätten sie auch gemusst, aber jetzt gebe es eine andere Situation als noch vor zehn oder fünfzehn Jahren. Da habe man nämlich nur über das Feindstrafrecht nachgedacht.

„Feindstrafrecht“, ruft Kollberg. „Wollen Sie den Ausnahmezustand verhängen?“

Hinkeldey lässt sich nicht aus der Ruhe bringen: Jeder wisse, wie stark damals die Lobby der Gutmenschen gewesen sei, die so ziemlich alles in Richtung Feindstrafrecht verhindert habe. Aber die Zeiten seien zum Glück vorbei, jetzt könne man realistische Politik machen. Vier türkische Oberbürgermeister, gut. Aber sie werden an der Kette liegen und von ihrem Baurecht träumen.

Kollberg blickt misstrauisch: „Von Wunderwaffen habe ich genug.“

Das Feindstrafrecht sei keine Wunderwaffe, sondern die

Option auf die Zukunft. Hinkeldey lächelt dem immer noch ratlos blickenden Innenminister zu: Das habe sich an den entscheidenden Stellen noch nicht so herumgesprochen, aber jeder sei irgendwann einmal auf kollegiale Hilfe angewiesen. Unter das Feindstrafrecht falle, wer sich nicht mehr in einen bürgerlichen Zustand zwingen lasse. Lieschen Müller gehe das nichts an, aber gegen Terroristen sei bekanntlich nichts mit schönen Worten auszurichten. Diesen Elementen bürgerliche Rechte zuzugestehen, sei selbstredend selbstmörderisch.

Auch Lieschen Müller könne sich im voll besetzten Bus mit Plastiksprengstoff in die Luft jagen, wendet der Innenminister ein.

Ja, sagt Hinkeldey, da sei man ja fast beim Thema. Seine Söhne, er habe doch Söhne? Seine Söhne könnten das ebenso.

Der Innenminister möchte klarstellen, dass am Wochenende lediglich vier türkische Bürgermeister in mittelgroßen Städten gewählt worden seien. Nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Aber was aus den Wahlen folge, sagt Hinkeldey, darum gehe es. Hätten nicht die Amerikaner mit dem Feindstrafrecht die besten Erfahrungen gemacht, ohne ihre Demokratie abzuschaffen? Wer eine Bombe schmeißen wolle, dem werde sie auf die Füße fallen, das sei die ganze Philosophie.

„So viele Bombenleger haben wir aber gar nicht, um einen derart massiven Einschnitt zu rechtfertigen“, sagt Kollberg.

Bombenleger hocken nicht nur an Straßenecken, sondern auch in Arztpraxen, in denen Abtreibungen stattfinden, in den Chemiekonzernen, die Verhütungsmittel herstellen, es seien smarte Rechtsanwälte, die gelangweilten Frauen gegen gutes Geld das Recht auf sexuelle Freiheit erstreiten. Wer um eines billigen persönlichen Vorteils willen die Pille nehme, abtreibe, also die Geburt eines Kindes verweigere, handele ebenso

subversiv wie der islamistische Fanatiker an der Straßenecke mit dem TNT in der Hand oder Lieschen Müller mit ihrem Sprengstoffgürtel um den Bauch.

„Hinkeldey, jetzt zündeln Sie auch. Bei allem Respekt vor Ihren gesammelten Erfahrungen in Übersee, wo Sie mit diesen Dingen bestens vertraut gemacht wurden, bedenken Sie, dass die Uhren hierzulande anders ticken. Was Sie eben über Frauen und deren Verweigerung geäußert haben, können Sie niemals außerhalb dieses Raumes sagen, Sie wären politisch sofort tot.“

Hinkeldey knöpft sein Jackett auf und lehnt sich bequem in den Sessel. Er könne versichern, an dieser Art Tod nicht das geringste Interesse zu haben. Weder sei es seine Absicht das andere Geschlecht zu verunsichern, auf dass die Damen sich komplett verweigerten, noch über das Feindstrafrecht im Allgemeinen zu referieren. Zumindest nicht jetzt, aber spätestens dann, wenn man den vielen Kollegen Abgeordneten in den Ausschüssen erklären dürfe, dass man mit dem Feindstrafrecht weder ihre Zustimmung noch die Ausschüsse selbst benötige. Nein, die Sache verhalte sich weitaus einfacher. Zum Glück seien Wahlen gewesen, zum Glück hätten die gewählten türkischen Oberbürgermeister angekündigt, geltendes Recht außer Kraft setzen zu wollen. Sie berufen sich dabei auf die muslimische Mehrheit in den Städten, die bislang in ihrer Glaubensfreiheit behindert worden sei. Gut, dann habe man jetzt eine Adresse. Denn für die Glaubenspraxis sei der Großimam zuständig, der habe diese hübschen Geschichten in die Welt gesetzt, und der werde sie wieder aus der Welt schaffen.

Kollberg rutscht unruhig im Sessel herum, der Innenminister rollt seine Lippen und Hinkeldey schlägt ein Bein über das andere.

Man werde also den Großimam auffordern, innerhalb von vierundzwanzig Stunden eine hundertprozentige Loyali-

tätserklärung auf die Verfassung abzugeben. Das könne der gute Mann natürlich niemals tun, sonst wäre er nicht Großimam. Dann müsse man als Staat in Erscheinung treten, weil sonst die nationale Sicherheit in Gefahr gerate. Man werde das mit einer Notverordnung tun, die nicht Feindstrafrecht heißen müsse. Hinkeldey wendet sich dem Innenminister zu: Er wisse, dass der verehrte Herr Kollege noch ein Vertreter jener Politikerspezies sei, die gern ein Füllhorn mit Segnungen über das liebe Volk gieße und Notstandsverordnungen nicht gern zustimme. Er, Hinkeldey, verstehe ohnehin nicht, warum der Herr Innenminister nicht lieber im Landwirtschaftsressort Gutes tue. Immer an der frischen Luft und beim lieben Vieh.

Der Innenminister zieht seine einzige Trumpfkarte: Im Gegensatz zum verehrten Herrn Kollegen Sicherheitsminister sei er von seiner Partei mehrheitlich für diesen Posten bestimmt und nicht als Parteiloser lediglich ernannt worden.

„Meine Herren, ich muss doch bitten“, interveniert Kollberg.

Es gehe hier um Grundsätzliches, sagt Hinkeldey, man müsse begreifen, dass es mit dem Sozialstaat, diesem Fossil, vorbei sei, die Zeit für den Sicherheitsstaat längst reif sei.

„Wie ich Sie kenne, haben Sie den Entwurf bei sich“, unterstellt Kollberg.

Es freue ihn, sagt Hinkeldey, dass man seine Arbeitsweise so schätze. Er reicht dem Regierungschef eine rote Mappe.

„Wie viel Zeit benötige ich dafür?“, fragt Kollberg.

Der Sicherheitsminister hält einen Tag für angemessen.

Kollberg nickt und Hinkeldey verlässt gut gelaunt das Büro. Zu Gesine, die im Vorzimmer zusammengekauert am Schreibtisch sitzt, sagt er leise: „Kopf hoch, kleine Jungfer.“

Abends ist Hinkeldey mit Cordelia zusammen. In seine

Wohnung will er Cordelia nicht mitnehmen, sie fahren in ein Hotel außerhalb der Stadt.

Hinkeldey lobt Cordelia. Nie sei er zuverlässiger an Informationen über die Absichten der anatolischen Nachtigall gekommen.

Aber Cordelia hat keine Lust mehr, Haremsdame zu spielen.

„Das kannst du mir nicht antun, ausgerechnet jetzt, wo die Sache Drive bekommt.“

Im Hotel übermannt beide wildes Verlangen wie zu Beginn ihrer Beziehung, als die Studentin Cordelia ihre schmalen Einkünfte mit Übersetzungen aus dem Türkischen für den Anwalt Hinkeldey aufgebessert hatte.

Cordelia möchte mit Hinkeldey die Nacht im Hotel verbringen, der Sicherheitsminister möchte in seine Wohnung zurück, in der ihn Sensoren vor Explosionen, Giftgas und Feuer schützen.

Auf der Heimfahrt bietet er Cordelia einen Posten an. „Du übernimmst die Leitung unserer Frauenpensionen. Bislang habe ich zwanzig funktionstüchtige Etablissements, zum Ende des Jahres werden es doppelt so viele sein, und im nächsten Jahr stocken wir richtig auf.“

„Und ich als die oberste Staatsnutte?“, fragt Cordelia lachend.

Kollberg ist mit Gesine unzufrieden. Über ihre Nervosität und Unruhe schaut er in den ersten Tagen hinweg und hofft, sie fände schnell wieder in ihre Arbeit. Aber ihre Fehler häufen sich, Gesine schafft es nicht, die Termine zu koordinieren, sie verliert den Überblick über die Themen der wöchentlichen Kabinettsitzungen und weiß nicht sofort, worüber die Ausschüsse beraten. Hinkeldey sagt als erster, dass Gesine auf dem Posten nicht mehr tragbar sei.

Kollberg lädt seine Büroleiterin für den Abend ein: „Eigentlich ist die Feier zu meiner einjährigen Amtszeit erst in der nächsten Woche, aber man soll die Feste feiern, wie sie fallen. Ich habe zwei Karten für eine Revue erstanden. Kennen Sie das Tausendundeine Nacht?“

Kollberg und Gesine bleiben bis neun Uhr in der Kanzlei, dann fahren sie gemeinsam in einem unauffälligen Dienstwagen und ohne Personenschutz in die Revue. Aus einer Seitenloge verfolgen sie das Bühnengeschehen. Schreit einer der Akteure oder springt herum, erschrickt Gesine. Ihre Hände sind zu Fäusten geballt. Als eine Bauchtänzerin einen Schleiertanz vorführt, lacht Kollberg: „Gefällt Ihnen das?“

„Ich freue mich, wenn es Ihnen gefällt, Herr Doktor.“

Es folgt der Tanz zweier halbnackter Sklaven. Gesine gähnt.

„Wir können auch woanders hin“, sagt Kollberg.

„Ihrem Herrn Vater geht es gut?“

Kollberg überrascht die Frage: „Begleiten Sie mich beim nächsten Besuch meiner Eltern?“

„Hinkeldey lässt mich überwachen“, sagt Gesine.

„Wie kommen Sie darauf?“

„Wenn ich das Haus verlasse, stehen da junge Männer herum, und wenn ich es betrete, auch.“

„Hinkeldey kümmert sich um andere Dinge.“

„Im Haus sehe ich diese Leute auch.“

„Dann hat der Innenminister diese Leute zu Ihrem Schutz abgestellt.“

„Wissen Sie, dass Hinkeldey seine Geburtenanstalten bereits betreibt?“

„Ach ja?“, fragt Kollberg.

„Hinkeldey holt junge Frauen aus Gefängnissen und verspricht ihnen Straferlass, wenn sie sich mit Samenkonserven befruchten lassen.“

„Hinkeldeys Methoden sind eben manchmal gewöh-

nungsbedürftig.“

„Dann wissen Sie also davon“, sagt Gesine lauter, als es sonst ihre Art ist.

Kollberg zieht sich ins Dunkel der Loge zurück: „Wie gesagt, ich fahre Sie gern nach Hause.“

„Herr Doktor, was Hinkeldey mit diesen Frauen anstellt, ist Vergewaltigung, Erpressung und Nötigung.“

„Ich wusste gar nicht, dass Sie in Sachen Frauen die Klinge führen. Nehmen Sie eigentlich noch Tabletten?“

„Sie haben Hinkeldey nicht nötig, Herr Doktor. Er ist ein Krebsgeschwür.“ Gesine sagt bis zum Ende der Revue nichts mehr und lässt sich dann von einem Taxi nach Hause bringen. Männer stehen nicht am Eingang. Sie geht nur noch zu Fuß die Treppen hinauf. Im Wohnzimmer wartet sie auf dem Sofa, dass Ruhe im Haus einkehrt, dass in den Nachbarwohnungen keine Türen mehr schlagen und Toiletenspülungen nicht mehr rauschen. Sie lauscht dann der Stille. Sie kann so Stunden verbringen, die Stille ist rein und heilt. Oft kommen Gedanken in der Stille, die verlangen, weitergedacht zu werden. Gesine fürchtet die Gedanken nicht, aber ihr wäre lieber, sie verstümmten. Warum hat man auf sie eingestochen? Der Kommissar sagte ihr, es seien Profis am Werk gewesen. Die hätten nicht töten wollen, denn sonst hätten sie es getan. Es handle sich bei dem Raubüberfall um eine Abrechnung nach Art türkischer Gangster. Er fragte, ob sie mit irgendjemandem aus diesem Milieu Kontakt gepflegt habe, ob offene Rechnungen bestünden.

Der Großimam und der Anwalt Sürücy rufen beim Mittagsgebet Gott an. Die Männer bitten um Kraft, die Zeit der Prüfung, die nun komme, zu überstehen.

„Die Ungläubigen haben uns in eine fürchterliche Zwickmühle getrieben“, sagt der Großimam. „Sie haben uns zu einem Verfassungsbekanntnis genötigt, damit wir nicht als

Feinde des Landes gebrandmarkt werden. Wir haben allem abschwören sollen, was ihren Gesetzen und Vorschriften zuwider läuft. Wir haben damit die Spaltung der Türkischen Union herbeigeführt. Brüder stehen nun gegen Brüder und beschimpfen einander als Verräter. Die Spaltung wird nicht lange währen und die Muslime werden bald wieder frei sein von allen Geißeln, denn über aller Zwietracht einigt unser Glaube.“

Nach dem Gebet bleiben die Männer in der Moschee. Der Anwalt spricht leise, fast flüstert er: „In den nächsten Wochen werden nicht nur meine Kinder, sondern alle unsere Kinder auf den Straßen sein. Vierjährige und Fünfjährige werden weder vor der Polizei der Ungläubigen noch vor ihren Wasserwerfern Angst haben. Unsere Kinder werden uns wieder einen. Wir laden unsere Brüder aus Frankreich und den Niederlanden ein, mit ihren Kindern herzukommen. Unsere Kinder werden so lange auf der Straße bleiben, bis die Deutschen unsere Bürgermeister anerkennen.“

„Du willst die Ungläubigen mit unseren Kindern schlagen?“ , fragt der Großimam.

„Unsere Kinder sind die einzige Waffe, auf die Deutsche keine Antwort haben.“

Der Großimam streicht sich über die Hände: „Im Mittelalter haben sich Christenkinder auf den Weg nach Jerusalem gemacht, aber keines ist jemals dort angekommen.“

„Deine Sorge ist unberechtigt. Denn sie überwachen mit ihren Kameras nicht nur uns, sondern sich selbst. Alles, was sie unseren Kindern antun, wird man zur selben Zeit auf den Bildschirmen in der Welt sehen. Die Deutschen veranstalten in der nächsten Woche ihr großes Sportfest. Das werden wir ihnen nicht verhaseln, doch wir werden da nicht hingehen, sondern uns um unsere Kinder auf den Straßen kümmern. Sie wollen, dass Millionen Beethovens ‚Freude schöner Götter-

funken‘ singen. Wir werden unsere Lieder singen. Sie wollen, dass wir ihre Fahne schwingen, wir werden unsere Fahnen schwingen. Im Moment sind wir gespalten, aber nicht für lange Zeit. Aus der Türkischen Union wird bald eine schlagkräftige muslimische Partei für alle Gläubigen.“

„Du hast schon immer kühne Gedanken gehabt“, sagt der Großimam.

Die Sonne scheint im Mai, ohne dass eine Wolke über den Himmel zieht oder erfrischender Wind weht. Täglich steigen die Temperaturen. Es ist Vormittag, als der Innenminister das Sportfest der Nation in der Hauptstadt eröffnet und es ist bereits über dreißig Grad heiß. Statt der erwarteten Million Akteure versammeln sich in den verschiedenen Städten nur hunderttausend, um sich in den Parks und Stadien im Laufen, Schwimmen, Radfahren und Springen zu messen. Es gibt auch Städte, die können überhaupt keine Teilnehmer an den Wettkämpfen vermelden, dafür trinken junge Männer dort um die Wette Bier. Die Getränkehersteller nutzen die Gunst der Stunde und verknappten Mineralwasser und Säfte, bieten dafür Alkohol äußerst günstig an. In etlichen Stadien liegen bereits mittags zahllose Bierleichen herum. Es kommt zwischen Sportlern und Kampftrinkern zu Ausschreitungen, weil jede Partei die Arenen für sich beansprucht. Der Innenminister weist seine örtlichen Polizeipräsidenten an, gegen die Störer hart vorzugehen. Am zweiten Tag des Sportfestes ist es morgens schon so drückend, dass die Veranstaltungsleitung die Wettkämpfe auf den Abend verlegen lässt. Zu dieser Zeit demonstrieren jedoch muslimische Schüler auf den Straßen und fordern in mächtigen Chören Religionsfreiheit. Vielerorts kolabiert der Straßenverkehr, weder Busse noch Straßenbahnen können fahren. Die Polizei ist machtlos und beschränkt sich darauf, alte Leute, die in den

Auflauf hineingeraten sind, herauszuholen.

Kollberg sieht von seinem Panoramafenster aus auf die großen Straßen. Die zahllosen bunten Kopftücher und Basecaps erinnern ihn für einen Moment an eine endlose Wiese mit wilden Kräutern. Aber beim näheren Betrachten erkennt er die Bedrohlichkeit dieses Wildwuchses. Er fühlt sich eingekesselt.

„Herr Doktor, was wird aus dem Termin um sechs?“, fragt Gesine.

„Was ist das für ein Termin?“, will Kollberg wissen.

„Chefsache Hauptstadt.“

„Ach ja.“ Kollberg dreht sich vom Fenster weg.

„Die Referenten können nicht herkommen. Die Straßen sind hoffnungslos verstopft“, sagt Gesine.

„Dann machen wir das als Videokonferenz.“

Gesine stellt die Verbindungen zu Stadtplanern, Investoren und dem Innenminister her, Kollberg hat sie alle auf einem Bildschirm. Stadtplaner und Investoren betonen, dass sich die Zukunft der Zivilisation schon in kürzester Zeit in Dienstleistungsmetropolen von gigantischen Ausmaßen abspielen werde. In China, Indonesien und Indien könne man den unaufhaltsamen Trend genauso verfolgen wie in London oder auch Mexiko City. Wenn Deutschland noch im Konzert ernst zu nehmender Nationen mitspielen wolle, müsse es sich endlich eine Metropole leisten, in der mehr als denkmalgeschützte Schnitterkasernen und peinliche Milchböcke herumstehen. Da es starke Investfonds gebe, sei man für die Geburt einer deutschen Metropole überhaupt nicht auf staatliches Geld angewiesen.

„Das höre ich regelmäßig, meine Herren“, sagt der Regierungschef, „ich bedaure, an die schlechten Erfahrungen erinnern zu müssen, die von der Vorgängerregierung mit solchen Fonds gemacht worden sind. Spätestens sechs Monate nach dem Baubeginn irgendeines Supertunnels für Autos, des

größten Frachtflughafens Europas oder einer Werft kommen die ersten Wünsche nach einer kleinen Staatsmilliarde Zuschuss und einer kleinen Staatsmilliarde Subvention und wenn das Geld ausgeht, heißt es wieder, die Regierung blockiere die Zukunft.“

Die Investoren widersprechen heftig, sie seien Sprecher seriöser internationaler Kapitalanleger.

Die Stadtplaner präsentieren Kollberg die künftige Metropole auf dem Monitor. Sie haben die Stadt in drei Regionen unterteilt.

Was grün schraffiert sei, bleibe erhalten, das beinhalte den historischen Stadtkern. Der mache etwa zehn Prozent der Stadtfläche aus. Die gelb gezeichneten Areale seien gründerzeitliche Wohnquartiere. Ihre Substanz habe noch eine Lebensdauer von fünfzig bis sechzig Jahren. Den Anforderungen einer modernen Metropole halten sie schon jetzt nicht mehr stand: zu enge Straßen, marode Versorgungssysteme und dann das Problem mit den Ghettos.

Der größte Teil der Fläche ist rot gekennzeichnet, und liegt im Randbereich der Stadt.

Es handle sich dabei um Industriebrachen, verödete Flächen, Abrissgebiete, alte Friedhöfe, stillgelegte Gleisanlagen. Es sei schade, dass man die Karte nicht in voller Größe aufziehen könne, da ließe sich dann die Dimension des Unterfangens viel besser erkennen.

„Ich erkenne das schon“, versichert der Regierungschef. Er sieht für einen Augenblick aus dem Fenster und hat den farbenfrohen Kinderaufmarsch vor Augen.

Im ersten Abschnitt werde der rote Bereich baubereinigt und die Stadtgrenze zugleich um zehn Kilometer erweitert. Dort prägen zukünftig nicht nur Vierziggeschosser das neue Zentrum, es werde eine Parklandschaft mit intimer Bebauung entwickelt. Es werden moderate Stadtteile – so nenne man das – mit Unis, Krankenhäusern, Schulen etc, die jederzeit eine

andere Funktion bekommen könnten, also nicht leerstünden, sollte es mal keine Studenten oder Patienten geben. Bürogebäude lassen sich ebenso schnell zu Wohnungen umbauen und umgekehrt. In zehn Jahren sei diese Dienstleistungsmetropole voll funktionsfähig, die Verkehrsströme werden über intelligente Systeme gelenkt, Staus, Smog und Verkehrsunfälle gehören endgültig der Vergangenheit an. Shanghai oder Hongkong könnten dann als antik gelten. Vier Millionen Menschen bekommen eine Zukunft. Das höre sich für den Herrn Innenminister natürlich bedrohlich an, immerhin habe diese Stadt dann insgesamt acht Millionen Einwohner. Aber zumindest im neuen Teil werde es dank dieses netten kleinen Chips im Arm eines jeden Bewohners keine Kriminalität mehr geben. Jeder sei jederzeit greifbar und überlege es sich dreimal, ob er eine Blume aus öffentlichen Anlagen abbreche. Von anderen Dingen ganz zu schweigen.

Der Innenminister lobt das Vorhaben schon deshalb, weil der Staat für die biometrische Vernetzung der Bewohner nicht aufkommen müsse, sondern die Investoren und Arbeitgeber. Er frage sich allerdings, wo denn die Bewohner herkämen, jede Stadt im Land und in Europa verliere Jahr für Jahr Einwohner. Um eine Metropole am Leben zu halten, brauche es viele kleine Metropolen im Umfeld, aus der rekrutiert werden könne. Er kenne sehr wohl die Metropolen in Asien und wisse, wie viele Menschen täglich hinzukommen müssen, damit ein Koloss, von dem hier die Rede sei, überhaupt funktionieren könne. Er würde wirklich gern wissen, woher denn die Menschen für diese Metropole kommen sollen, hier gebe es im Umland außer einigen Kleinstädten nur halbverlassene Dörfer, in denen alte Menschen neben echten Milchböcken leben. Wenn man mit riesigem Aufwand die Infrastruktur für Millionen von Menschen schaffen wolle, müsse man doch erst mal schauen, ob diese Menschen

überhaupt existieren.

Worauf ein Investor erwidert, das sei typisches Denken aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Heutzutage sei der Mensch flexibel, jederzeit weltweit einsetzbar. Die Menschen ziehen dorthin, wo sie eine Chance haben, denn Arbeit schaffe Arbeit. Die ziehen mit Sicherheit nicht mehr – wie vor zwanzig Jahren noch – in diese albernen Siedlungen mit den Einfamilienhäusern.

Der Regierungschef ist von dem Metropolenkonzept beeindruckt und tauscht mit den Experten so lange Argumente aus, bis er sich nicht mehr am Monitor konzentrieren kann. Man vereinbart einen weiteren Gesprächstermin.

Als Kollberg müde ist und nach Hause will, demonstrieren auf den Straßen noch immer Kinder. Er setzt sich zu Gesine ins Büro: „Dass es jeden Tag so spät werden muss.“

„Wenn die Hitze endlich nachlassen würde“, stöhnt Gesine.

„Meine alten Herrschaften haben seit voriger Woche ihr Haus nicht mehr verlassen.“ Kollberg hebt die Hände. „Aber das wird schon wieder. Und jetzt machen wir mal was ganz anderes, Gesine. Kennen Sie das Walki-Talki?“

„Was ist das?“

„Ein Kartenspiel für zwei Personen, das habe ich als Student oft gespielt.“

„Aber wir haben hier gar keine Karten“, wendet Gesine ein.

„Dann basteln wir uns welche“, sagt Kollberg.

„Herr Doktor, wir müssen uns auf die Staatsbesuche in der nächsten Woche vorbereiten, wir können nicht ...“

„Bis dahin sind wir fertig, nun verderben Sie nicht jeden Spaß. Soll ich mich hier herumquälen, bis die Straßen mal frei sind?“ Kollberg schneidet aus roten und gelben Aktendeckeln kleine Karten und erklärt Gesine die Regeln. Nach einer Stunde hat sie Gefallen am Improvisieren von

Fragen und Antworten. Sie trinkt mit Kollberg Rotwein und ignoriert, obwohl ihr Arm jedes Mal zuckt, klingelnde Telefone. Die Dämmerung setzt ein, und die Demonstrationen auf den Straßen lösen sich auf. Kollberg beendet das Kartenspiel und lässt sich nach Hause fahren.

Gesines Chauffeur wartet neben dem Dienstwagen und flucht über den arg verspäteten Feierabend. In rasanter Fahrt verlässt er die Tiefgarage unter dem Regierungssitz, biegt auf die sechsspurige Stadtautobahn und klopf wiederholt auf die Armaturen: „Komisch, seit einer halben Stunde bin ich weg.“

Gesine fragt, wie er das meine.

„Ich habe keinen Kontakt mehr zur Zentrale. Ich bin weder über Satellit noch biometrisch noch über Funk zu orten, und ich erreiche auch keinen von den Brüdern aus der Sicherheit. Aber keine Sorge, ich bringe Sie unbeschadet nach Hause, das ist mein Job und den mache ich schon zwanzig Jahre.“

Der Chauffeur erzählt – wie immer nach diesem Satz – Geschichten von tatsächlichen oder vermeintlichen Entführungsversuchen seiner Kundschaft und biegt in Gesines Wohnviertel. Demonstrationen hat es dort nicht gegeben, weder liegen Abfall oder weggeworfene Spruchbänder herum noch beobachten Polizisten den Verkehr. Unter den Bäumen sitzen alte Frauen mit ihren Hunden. Der Chauffeur klopf wieder auf elektronische Geräte neben und über sich. Ein Knall lässt den Wagen erzittern. Gesine schreit auf. Der Fahrer stoppt abrupt: „Ganz ruhig, solche Situationen haben wir im Griff.“

Die Druckwelle einer Explosion hat Schaufensterscheiben bersten lassen. Gesine sieht einen schwarzen Rauchpilz über den Dächern eines Wohnblocks aufsteigen. Immer neue Wolkenwirbel quellen senkrecht in den Himmel. Menschen laufen verwirrt herum, einige bluten, ihre Kleidung ist zerfetzt.

„Wir sind wieder dabei“, ruft der Chauffeur. „Die Technik funktioniert.“

An Gesines Seite will ein Mädchen die Wagentür öffnen. Sein Gesicht ist von Platzwunden überzogen, es blutet an den Armen und am Hals.

„Wir müssen da helfen“, ruft Gesine.

Der Chauffeur blockiert den Türmechanismus und stößt das Fahrzeug so lange vor und zurück, bis er sich eine Gasse gebahnt hat: „Wir lassen uns auf gar nichts ein. Wer weiß, was dahinter steckt.“

Ihnen kommen Feuerwehren, Krankenwagen und Polizeifahrzeuge entgegen.

„Vielleicht eine Gasexplosion“, sagt der Chauffeur. „Bei der Hitze fliegen in letzter Zeit öfter Häuser in die Luft. Vor allem in den Ghettos. Was glauben Sie, was da jetzt los ist.“

Der Chauffeur schaut noch einmal in den Spiegel: „Bei Gas gibt es allerdings nicht schwarzen Rauch. Vielleicht eine Autowerkstatt, so was in der Art.“

Gesine blickt zurück, im Abendhimmel steht der Feuerchein. Sie verlangt, zu Kollbergs Eltern gebracht zu werden. Der Fahrer entlässt sie dort. Kollbergs Mutter öffnet Gesine und sagt: „Gut, dass Sie kommen, er spielt verrückt, die Pflegeschwester ist nicht da, ich weiß nicht, was ich noch machen soll.“

Kollbergs Vater sitzt im Rollstuhl vor dem Fernseher, Bilder von der Explosion zucken über den Bildschirm, auch das Radio läuft, aufgeregte Reporter sprechen von einem Terroranschlag mit vielen Opfern.

Der alte Kollberg fuchtelt mit seinem Krückstock herum und brüllt mit hochrotem Kopf: „Die Russen kommen.“

Frau Kollberg hält sich die Ohren zu.

„Hat er schon seine Medizin bekommen?“, fragt Gesine

„Ich weiß nicht welche“, jammert Frau Kollberg. „Neulich habe ich sein Zeug genommen und musste vom Notarzt

ausgepumpt werden. Es ist so schrecklich mit ihm.“

Den General a.D. begeistern die Fernsehbilder von brennenden Häusern und Autos: „Gleich wird einmarschiert“, ruft er. „Das wird bereinigt.“

Gesine nimmt die Unordnung in der Wohnung erst allmählich wahr: die ungebügelten Hemden auf den Sesseln, die leeren Wasserflaschen unter dem Tisch und die vertrockneten Blumen in den Vasen. Während sich Herr Kollberg offensichtlich wohl fühlt, läuft Frau Kollberg einen Stift suchend durch die Zimmer und beklagt sich, dass ihr Junge nicht da ist: „Er ruft nicht an, er kommt nicht mehr zum Essen. Ich weiß überhaupt nicht, wo der jetzt steckt.“

„Der Herr Doktor ist jetzt zu Hause“, sagt Gesine.

„Was soll ich denn einkaufen und was soll ich kochen, wenn mir keiner etwas sagt?“

Gesine räumt in der Küche herumliegende Zeitungen zusammen, stellt Geschirr in den Schrank und schließt endlich die nur angelehnte Kühlschrankschranktür.

„Es ist doch das Beste, Sie bleiben hier“, sagt Frau Kollberg. „Wenigstens so lange, bis er sich beruhigt hat.“ Die alte Frau hebt die Arme: „Was soll ich denn allein mit ihm anfangen?“

Keine vierundzwanzig Stunden später tritt Hinkeldey mit dem gerade vom Regierungschef unterzeichneten und ab sofort geltenden Feindstrafrecht in der Tasche vor die Kameras und gibt zum Anschlag eine Erklärung ab. Bislang seien drei Tote zu beklagen. Vierundfünfzig Verletzte werden noch in Kliniken betreut. Zerstört worden sei das Zentralarchiv des Innenministeriums. Dieser eindeutig terroristische Gewaltakt richte sich gleichermaßen gegen die Regierung als auch gegen die Bevölkerung. Einige islamistische Organisationen hätten sich bereits zu dem Anschlag bekannt. Man habe noch in der

Nacht umfangreiches Belastungsmaterial sicherstellen können und fahnde nun nach Akim Adonis Sürücy, der als Kopf einer eigenständigen Terrorzelle angesehen werden müsse. Die Beweislage gegen den Nationalistenführer sei erdrückend.

Hinkeldey präsentiert Ausschnitte abgehörter Telefonate, in denen der Hauptverdächtige Anweisungen erteilt.

Diese Befehle kommen raffinierterweise als Koransuren daher. Es gebe ferner Geldbewegungen in großem Umfang und letztlich seien da Sürücys eigene Liedtexte, in denen er ganz offen zur Gewalt aufrufe. Er als Sicherheitsminister werde die Ermittlungen selbst leiten und neue Ergebnisse regelmäßig vor der Presse bekannt geben.

Neue Ergebnisse oder gar die Verhaftung von Akim Adonis Sürücy kann Hinkeldey in den nächsten Tagen nicht bekannt geben. Es scheint sogar, als würden ihm erneute Demonstrationen in vielen Städten – nun von deutschen Schülern initiiert – die Show stehlen. Sie verlangen eigene Schulen, in denen ausschließlich in deutscher Sprache unterrichtet wird.

Kollberg hat endgültig genug von blockierten Straßen und verlangt vom Innenminister hart durchzugreifen. „Die Randalie hat heute Abend ein Ende und das Problem an den Schulen auch, ist das klar?“

Und was, bitte schön, solle man auf die Forderungen der Schüler und Elternvertreter entgegnen, will der Innenminister wissen.

„Wenn Sie nicht mit ein paar Kindern fertig werden, was soll aus richtigen Problemen werden?“

Die Sache mit den Kindern sei ein richtiges Problem, erwidert der Innenminister. Aber das löse man nicht, indem Kinder vor die Schnellgerichte des verehrten Herrn Kollegen Sicherheitsminister kommen, Feindstrafrecht hin oder her.

„Zum Glück wird der verehrte Herr Innenminister ange-

messene Maßnahmen in petto haben, und sich selbst um die Klärung dieser Angelegenheiten kümmern“, erwidert Kollberg. „Denn ich bin, mit Verlaub, für das Ganze da. Wenn Sie gar nicht weiterwissen, bin ich für Sie da.“

Am nächsten Tag gibt es wegen heftiger Wolkenbrüche keine Proteste auf den Straßen. Hinkeldey kann kleine Erfolge beim Enttarnen des Terrornetzwerkes um Akim Adonis Sürücy bekannt geben: So finanziere sich die Zelle aus dem Drogenhandel. Mehrere Konten mit erheblichen Beträgen seien sichergestellt worden.

Kollberg quälen andere Sorgen. Er hat die Vorsitzende der mächtigen Seniorenwohlfahrt nicht länger mit einem Termin vertrösten können, nun, im August, das Wetter ist inzwischen umgeschlagen, betritt die zierliche Frau sein Amtszimmer. Sie trägt passend zu ihren kräftig rot geschminkten Lippen ein gleichfarbiges Jackett. An ihren Fingern stecken Ringe mit großen Steinen. Kollberg geht der Frau entgegen und begrüßt sie höflich in der Tür. Gesine gibt er das Zeichen, jede Störung zu vermeiden.

„Ich freue mich, dass Sie endlich Zeit für mich gefunden haben“, sagt der Regierungschef. „Wann haben wir uns zuletzt gesehen? Beim Presseball zum Jahreswechsel? Mein Gott, so lange ist das wieder her.“

Die Frau sitzt mit durchgedrücktem Kreuz am Tisch und Kollberg gießt ihr Tee ein. Sie reden über das schwierige Wetter, das auch den alten Herrschaften zu schaffen mache. Die Vorsitzende sagt noch, bevor sie es vergesse, ihre Tochter habe die Regierung wegen Nötigung, versuchter Vergewaltigung und Freiheitsberaubung angezeigt und dass sie als Mutter ihrer Tochter die besten Anwälte besorgt habe, um mit der Klage durchzukommen.

Die Vorsitzende behält ihr Lächeln und rührt mit dem Löffel im Tee.

„Worum geht es denn, ich bin mir keiner Schuld bewusst“, sagt Kollberg fast verlegen.

Die Vorsitzende trinkt einen kleinen Schluck und fragt in schärferem Tonfall: „Mit welchem Recht nötigt man Frauen zu Fruchtbarkeitsuntersuchungen? Wieso muss eine Frau ein Kind bekommen, wenn sie kein Kind bekommen will?“

„Wir haben jetzt wichtigere Dinge zu erörtern“, entgegnet Kollberg freundlich.

Nun erst verliert sich das Lächeln auf dem Gesicht der Frau, und was sie dem Regierungschef mitzuteilen hat, hinterlässt in ihm eine kaum zu bändigende Unruhe. Die Seniorenwohlfahrt, zu der nicht nur die privaten Rentenversicherer, die Rentenbank mit ihren Millionen solventen Kunden, die Betreiber von Alten- und Pflegeheimen sowie Rehakliniken gehören, sondern auch zahlreiche international agierende Firmen, die altersgerechte Wohnparks errichten, habe beschlossen, der Regierung ein Ultimatum zu stellen. Wenn nämlich weiterhin Milliarden Euro in die Wiederbelebung einer Totgeburt gepumpt würden, drehe man dieser Regierung den Geldhahn zu. Es gäbe keinen Cent Kredit mehr und man würde keine Stundung bei der Tilgung bereits ausgereichter Milliarden gewähren.

„Wie darf ich das verstehen?“, möchte Kollberg wissen.

Er höre offensichtlich nicht zu, denn sonst hätte der Herr Regierungschef schon aus ihrer Einlassung entnehmen können, wohin die Reise gehe.

Kollberg nickt, als habe er verstanden.

Die Regierung kaufe sich Frauen, die Kinder zur Welt bringen. Richte in aller Heimlichkeit sogenannte Frauenpensionen ein, bei dem Namen werde ihr schon speiübel. Man zahle Eltern Prämien, wenn sie ihre Kinder zu Nachwuchs überreden. Für alle diese Ungeheuerlichkeiten gebe es im Finanzplan keine Position. Wie auch, ohne Geld. Die Regierung erwarte nämlich von der Seniorenwohlfahrt die

Finanzierung.

Die Vorsitzende bewegt ihre Teetasse einige Zentimeter und fragt Kollberg wieder lächelnd, welcher Teufel ihn geritten habe, so was durchgehen zu lassen.

Kollberg will sich nicht mit der Frau anlegen, die ihm jährlich erhebliche zinslose Kredite zugesagt hat.

Die einzig vernünftige Lösung des Problems habe immer noch der Herr Innenminister, sagt die Vorsitzende. Wenn sich die Deutschen, und letztlich auch die anderen Europäer, auf ihr natürliches Maß schrumpften, sei das für alle Seiten nur von Vorteil. Warum müssten in diesem Land siebzig Millionen leben, wenn die Regierung schon mit fünfzig Millionen ihre liebe Not haben würde. Die Dänen und Österreicher geben sich künftig auch mit drei statt sechs Millionen zufrieden. Die haben nämlich längst erkannt, dass nicht Kinderlosigkeit das Problem der Zukunft sei, sondern zu viele Alte plus Leute ohne Job.

Die Vorsitzende zitiert ganze Statistiken aus dem Gedächtnis, Kollberg scheint es, als ob sie bestimmte Zahlen besonders mag, 70 Prozent aller ..., hört er häufig, 77,7 ..., seit 17 Jahren ...

Die Vorsitzende lässt Kollberg sieben Tage Zeit, sich zu entscheiden. Entweder die Regierung entschieße sich zu einer unsubventionierten Familienpolitik oder die Kredite für den Staatshaushalt werden gekappt. Beim Verabschieden sagt sie noch, dass ihre Tochter eine No-Kids-Partei gründen werde.

Kollberg kann sich wegen dieser Ankündigung ein Grinsen nicht verkneifen, und sagt: „Da werden dann all die ungeborenen Kinder kämpfen.“

Einhar Sürücy betet mit dem Großimam zu Mittag in der Moschee. Sie versprechen dem Propheten, nach Mekka zu pilgern, sobald man den Fallstricken der Ungläubigen entkommen wäre.

Der Großimam küsst den Teppich und sagt dann: „Sie scheuen keine Bössartigkeit, um ihr verderbliches Werk an uns zu versuchen. Nichts ist ihnen heilig, weder Gott noch unser Prophet. Sie säen Zwietracht und Neid unter uns, sie drohen und erpressen, sie töten, wenn es ihren Absichten gerade nutzt.“

Der Anwalt kniet, seine Hände ruhen auf den Beinen: „Es ist wahr, alles, was sie tun, trägt den Keim der Verderbnis in sich. Sie sind gefährlich, aber nicht wegen ihrer Stärke, sondern wegen ihrer Schwäche. Sie machen Gesetze gegen uns, aber wir sind viele und wir werden bald mehr sein, als sie es sind. Es ist wahr: Unsere Bürgermeister können derzeit nicht so regieren, wie wir es unseren Brüdern versprochen haben, sie dürfen nichts erlassen, was vom bestehenden Recht abweicht. Es ist wahr: Sie machen uns für die Anschläge verantwortlich, um uns mit ihren neuen Gesetzen verfolgen zu können. Es ist wahr: Unsere Brüder sind verunsichert und ratlos, unsere Brüder wissen nicht, was und wem sie glauben sollen. Aber müssen wir uns deswegen vor den Ungläubigen in den Staub werfen, wo ihre Tage gezählt sind?“

Der Großimam führt das Gebet weiter: „Es ist falsch gewesen, unsere Kinder gegen die Ungläubigen zu schicken. Warum haben wir nicht den Mut, es selbst zu tun? Allah sagt, nimm das Schwert und töte, wer den heiligen Namen lästert.“

Der Großimam und der Anwalt beugen sich abermals zum Teppich und richten sich wieder auf.

„Es ist richtig, dass unsere Kinder Allahs Namen auf die Straßen tragen, und sie sollen es so lange tun, bis man auf

unsere Kinder hört und ihnen zugesteht, was sie verlangen. Uns können die Ungläubigen hindern, deshalb sind unsere Kinder das Heer und sie kämpfen für sich selbst.“

Die beiden Männer beugen sich zum Teppich.

„Lebt in unseren Kindern dann nicht unser Versagen am Werk Gottes fort, und bleibt dieser Makel nicht auch nach unserem Tod?“, fragt der Großmama leise.

„Jede Zeit hat ihre Nöte und man muss nach der Zeit damit umgehen“, betet der Anwalt. „Es ist wahr: Das Gift der Ungläubigen wirkt, die Gläubigen sind von Misstrauen befallen und von Zweifeln geplagt, und wir können die Lügen der Ungläubigen nicht anprangern, solange der schwere Verdacht gegen uns steht. Aber wir können zu unseren Brüdern in Frankreich und Holland gehen und uns mit ihnen zusammenschließen. Nichts fürchten die Ungläubigen mehr als dieses Heer, das eines Tages viel mehr fordern wird als unsere Bürgermeister.“

„Allah gibt dir die Kraft zu sehen, was andere nicht sehen und zu glauben, wo andere zweifeln.“

Nach dem Gebet widmet sich der Anwalt, wie schon seit Wochen, dem Verfahren gegen seinen älteren Bruder. Der Familienrat hatte ihn beauftragt, Akim Adonis zu suchen und seine Verteidigung zu übernehmen. Der Anwalt verlangte im Gegenzug seine Anerkennung als Familienoberhaupt. Nach langen Debatten einigte sich der Clan und akzeptierte die Forderung. Einhar Sürücy suchte nach Beweisen für die Anschuldigungen gegen Akim Adonis, fand jedoch mehr Entlastendes als Belastendes. Schon in den ersten Tagen seiner Recherchen wurde er fündig. Etwa die abgehörten und vom Sicherheitsminister der Öffentlichkeit präsentierten Telefongesprächsmitschnitte von Akim Adonis. Es waren keine in Koransuren verpackten Absprachen zu dem Anschlag, sondern Sprüche des Propheten Mohammed über

die Gottgefälligkeit von Nebenfrauen, womit der Sänger seine Ehefrau zu beruhigen versuchte. Akim hielt sich während des Anschlags mit Gespielinnen in Monaco auf. Das unlängst vom Sicherheitsminister präsentierte Bewegungsprofil, das seinen Bruder in unmittelbarer Tatnähe zeigte, konnte nur eine Fälschung sein. Der Anwalt erstellte für die Tage vor dem Anschlag selbst ein Bewegungsprofil. Er fand heraus, wann sich sein Bruder wo mit wem getroffen hatte. Er suchte Geschäftspartner und Freunde seines Bruders auf und befragte sie. Dass Akim Adonis im Drogengeschäft stehe, bestritt keiner von ihnen. Der Anwalt ging zu seiner Schwägerin, die jedoch nichts mehr sagte, nur weinte, und er ging wiederholt in die zuständige Dienststelle des Sicherheitsministeriums. Er verlangte Einsicht in die Akten des laufenden Ermittlungsverfahrens gegen seinen Bruder. Einhar Sürücy bekam stets zur Antwort, der Hauptverdächtige werde, wenn man ihn endlich verhaftet habe, nach dem Feindstrafrecht behandelt. Man ließ ihn spüren, dass man auch ihn für gefährlich halte und dass seine Tage in Freiheit gezählt seien, denn auch gegen ihn werde ermittelt.

Trotz der Anspannung wegen dieser Sache reist Einhar Sürücy regelmäßig nach Paris und Amsterdam und bespricht mit Großimamen, Mullahs und Scheichs die Möglichkeit einer Muslimischen Union Europas. Der Anwalt überzeugt mit einem Argument: Die Muslime werden in Europa bald ihre wahre Heimat finden, weil sie mehr Kinder als alle anderen haben. Man brauche gegen die Ungläubigen keine Revolution, keinen Terror. Es genüge, Kinder zu zeugen. In wenigen Jahren seien die Muslime, und das ohne einen Kampf zu fechten, in der Überzahl.

Auch um seine Kanzlei muss sich der Anwalt kümmern. Schwierige Fälle bearbeitet er selbst, etwa den Kauf einer aufgegebenen Obstplantage am Rand der Stadt, einem

weitläufigen Areal mit altem Baumbestand und einem Teich, bestens für einen Wohnpark geeignet, den sein Bruder Murat dort errichten will. Das Bundesvermögensamt macht jedoch ein nicht belegbares Vorkaufsrecht geltend, weshalb sich der Anwalt auf ein Verfahren vorbereitet.

Ein anderer Fall belastet Eihar Sürücy mehr, dieser betrifft seinen Bruder Murat unmittelbar; für ihn hatte er eine Villa gekauft und der früheren Eigentümerin lebenslanges Wohnrecht garantiert. Die Witwe will das Haus zurückkaufen, weil sie unmöglich mit Terroristen unter einem Dach leben könne. Die alte Dame alarmiert regelmäßig die Polizei, weil sie meint, den flüchtigen Sänger im Haus erkannt zu haben. Außerdem inseriert sie täglich in Zeitungen, bietet freie Wohnungen zu äußerst günstigen Konditionen an. Weder Zäune noch Hinweisschilder am Haus beirren die Interessenten, von dem Angebot abzulassen.

Auch an diesem Nachmittag versucht Eihar zu vermitteln. Während die frühere Eigentümerin die Frau seines Bruders im Treppenhaus beschimpft, die Gescholtene mit derben Flüchen antwortet, sechs Kinder auf den Treppen toben, türkische Musik im ersten Stock und deutsche Volkslieder im zweiten plärren, möchte der Anwalt die Alteigentümerin für ein Häuschen begeistern, in dem sie unbehelligt leben könne. Nach einer halben Stunde gelingt es ihm, seine aufgebrachte Schwägerin samt Kindern vom Treppenhaus in die Wohnung zu verbannen. Er bleibt bei seinen weiteren Verhandlungen mit der alten Dame auf dem unteren Absatz stehen und sie auf dem oberen. Bevor Eihar Sürücy aber überhaupt zu Wort kommt, muss er sich anhören, was für Verbrechen die Kümmeltürken auf dem Kerbholz hätten. Als er endlich selbst zu Wort kommt, ist die alte Dame derart erschöpft, dass Eihar befürchtet, sie gleich kopfüber fallen zu sehen. Er geht langsam zu ihr die Stufen hinauf und stützt sie. Seine Hilfe nimmt die am ganzen Leib zitternde Frau

willig an. Einhar begleitet sie in ihr schwer nach Medizin riechendes Wohnzimmer und stellt die Musik ab.

„Sie sind vernünftig, aber die anderen da sind Teufel in Menschengestalt.“ Die Witwe bewegt fahrig eine Hand.

Der Anwalt gießt ihr Tee ein und sie trinkt die große Tasse leer.

„Wenn mein Mann noch leben würde, wäre das hier alles nicht passiert.“ Die Witwe atmet schwer: „Mein Mann und General Kollberg haben in der Stadt noch für Ordnung gesorgt.“

Der Anwalt gießt nach und die Witwe trinkt die Tasse wieder leer.

„Dabei sehen Sie gar nicht wie ein Türke aus. Hätte ich vorher gewusst, dass Sie ein Türke sind, hätte ich nicht unterschrieben. Mein Mann war Polizeipräsident und General Kollberg hat mit seiner Armee die Stadt sauber gehalten. Glauben Sie, da ist auch nur einmal irgendetwas explodiert? Oder dass sich Halbwüchsige tagelang auf den Straßen herumdrücken? Das ist eine Plage, verstehen Sie mich?“

Nach einer weiteren halben Stunde ist die Witwe so weit ermüdet, dass ihr der Anwalt seine Angebote machen kann. Zu einem Ergebnis kommt er nicht. Bevor er geht, verlangt er von seiner Schwägerin mehr Zurückhaltung gegenüber der früheren Eigentümerin. Er will nun schnell in seine Kanzlei zurück. Der Anwalt verlässt eilig die Wohnung, läuft die Treppen hinunter, reißt die Haustür auf und kann nur mit Mühe den Zusammenstoß mit einer Frau verhindern, die an der Tür steht. Die Frau schreit. Kurze, heftige Schreie. Einhar Sürücy weicht erschrocken zurück. Die Frau schützt mit beiden Händen ihren Hals, der Anwalt hebt seine Arme hoch und weicht einige Schritte zurück: „Beruhigen Sie sich, ich will nur das Haus verlassen.“

Gesine kennt den Mann mit der Sonnenbrille nicht, sie ist nur zutiefst darüber erschrocken, dass ein Mann plötzlich vor

ihr steht, der auch vor ihrem Haus und in ihrem Fahrstuhl stehen könnte. Um diesen Typen zu entkommen, um wieder ruhig schlafen zu können, will sie umziehen, am liebsten in eine Pension, oder, wie bei dieser Adresse annonciert, zur Untermiete bei einer alten Dame.

Der Anwalt arbeitet noch zwei Stunden in seiner Kanzlei über Akten und wird dann von seiner Frau angerufen: Die Polizei sei da und durchsuche die Wohnung, die Kinder weinen und sie fürchte sich, er solle sofort kommen. Einhar Sürücy läuft den Weg, so ist er am schnellsten. Er lässt sich vom Einsatzleiter den Durchsuchungsbefehl zeigen und verlangt Auskunft, welche Hinweise es dafür gebe, dass sein Bruder Akim Adonis sich hier verstecke.

Der Einsatzleiter sagt, er führe nur die Befehle seines Vorgesetzten aus.

Je mehr Zeit vergeht, ohne dass Akim Adonis von den Behörden gefasst wird, desto größer werden die Zweifel an seiner Unschuld, auch bei dessen Anwalt und Bruder. Denn wie kann man sich Hinkeldeys geballter Macht ohne mächtigen Patron entziehen?

Hinkeldeys Taktik geht auf: Niemand außer ihm und Cordelia weiß, wo sich der vermeintliche Terrorist Akim versteckt hält. Hinkeldey selbst ordnet für den Sänger einen neuen Unterschlupf an, wenn die Häscher aus dem Sicherheitsministerium Akim Adonis auf die Spur kommen. Für Hinkeldey ist der untergetauchte angebliche Terrorist von großer Bedeutung, er ist weithin bekannt und kein anonymer Bösewicht. Mit dieser dauerhaften Gefahr kann Hinkeldey das Feindstrafrecht erweitern, verfeinern, ohne dass die Ausschüsse protestieren. Der Zeitpunkt ist für Hinkeldey günstig, denn Kollberg absolviert eine mehrwöchige Reise in asiatische Länder, die Regierungsgewalt liegt nun beim Sicher-

heitsminister. Er sitzt in Kollbergs Büro auf Kollbergs Platz. Er ist vor Gesine im Amt und schickt sie stets vor der Zeit nach Hause. Anders als Kollberg lässt Hinkeldey den Innenminister zu unbestimmten Zeiten rufen und verlangt jedes Mal neue Berichte zu den immer gleichen Problemen. Nach Prioritäten geordnet trägt der Innenminister dann vor, dass leider die Geburtenrate weiterhin rückläufig sei, dass es nach neuesten Zählungen während des Sportfests der Nation zu 5370 Schwangerschaften gekommen sei, dass man künftig jede festgestellte Schwangerschaft als Geburt zähle, damit die Zahlen aus dem Keller kommen.

„5370?“, ruft Hinkeldey. Das sei albern. Erbärmlich. Da bringe er in den Frauenpensionen mit weniger Aufwand mehr zustande.

Der Innenminister bedauert, aber er könne unmöglich jede junge Frau zu einer Schwangerschaft überreden.

Was er von Sofortmaßnahmen halte, die ein bisschen Schwung in die Sache brächten, fragt Hinkeldey. Beispielsweise per Gesetzesänderung die Altersgrenze für die obligaten Fruchtbarkeitsuntersuchungen von derzeit achtzehn auf künftig sechzehn Jahre zu senken, damit seien dann auch Sechzehnjährige im Falle einer Schwangerschaft zur Austragung ihres Kindes verpflichtet.

„Wenn die Ausschüsse dem zustimmen“, sagt der Innenminister.

Hinkeldey fragt, was von der gerade gegründeten No-Kids-Partei zu halten sei.

Nach seinen letzten Erkenntnissen, führt der Innenminister aus, habe diese Partei rund neunzigtausend Mitglieder, Tendenz stark steigend. Vielleicht lägen dem verehrten Herrn Sicherheitsminister genauere Zahlen vor, die könne sein Apparat mit seinen Möglichkeiten nicht liefern. In die No-Kids-Partei gehen studierte Frauen bis um die Dreißig, die auf ihr Recht der Selbstbestimmung und der

körperlichen Unversehrtheit bestehen. Diese Frauen verweigern jede Fruchtbarkeitsuntersuchungen, rufen dazu auf, ungewollte Schwangerschaften in anderen Ländern abtreiben zu lassen und versorgen Frauen mit Kontrazeptiva.

Hinkeldey schlägt seine Beine übereinander: „Diese Wahnsinnigen behaupten sogar, dass Kinder überdurchschnittlich viel von knappen Ressourcen verbrauchen und erhebliche Umweltschäden hinterlassen.“ Man wolle diesen Frauen aber nicht mit dem Strafrecht kommen, sondern die verirrt Schäfchen zurückgewinnen. Dazu könne die Gründung einer Partei der Willigen gute Dienste leisten. Er stelle sich das so vor, sagt Hinkeldey, dass Frauen Netzwerke aufbauen, in denen sie dann ohne große Öffentlichkeit Überzeugungsarbeit für Geburten gegenüber Frauen der No-Kids-Fraktion leisten werden.

Schnelle Erfolge seien damit aber auch nicht zu erzielen, wirft der Innenminister ein.

Hinkeldey hält bei fruchtbarer Einwirkung kräftige Prämien für die Willigen für angemessen.

Der Innenminister kommt zum zweiten Thema. Man habe nun das Problem an den Schulen mittels eines Kompromisses in den Griff bekommen. Es bleibe bei den gemischten Schulen, es gebe aber nun für türkische Schüler Fächer, die türkisch unterrichtet werden und für deutsche Schüler Fächer, die ausschließlich deutschen Kindern vorbehalten seien. Als drittes, sagt der Innenminister, plage er sich nach wie vor mit den Altenghettsos herum. Diese Viertel hätten sich nun mal in den letzten fünfzehn Jahren so prächtig entwickeln können, weil keine Regierung die ständig größer werdende Zahl verarmter Alter hätte am Hals haben wollen.

Zum Schluss fragt Hinkeldey, ob es neue Ermittlungsergebnisse zum Überfall auf die Büroleiterin des verehrten Herrn Regierungschefs gebe.

Hinkeldey fragt stets so laut, dass es Gesine hören muss,

denn im Gegensatz zu Kollberg will Hinkeldey alle Türen weit offen stehen haben. Gesine fühlt sich dadurch ständig beobachtet, sie lässt sich jedoch nichts anmerken. Die Arbeit strengt sie an, sie will sich keine Blöße geben, solange Hinkeldey das Zimmer des Regierungschefs für sich beansprucht. So prüft sie jeden Termin zweimal und vergewissert sich wiederholt, ob in den Akten die richtigen Papiere stecken. Wenn Hinkeldey sie dann entlässt, manchmal schon um vier Uhr nachmittags, lässt sich Gesine nicht mehr in ihre Wohnung im Hochhaus fahren, sondern bei Kollbergs Eltern absetzen. Dort wohnt sie, bis sie ein geeignetes Quartier gefunden hat. Kollbergs Vater ist aufgeblüht, seitdem Gesine allabendlich mit ihm Schach spielt, Fotoalben anschaut oder am Kamin seinen Geschichten zuhört. Der ebenfalls im Haus wohnende Pflegedienst tritt nur zur Pillenausgabe in Erscheinung. Gesine spricht auch mit Kollberg, wenn er aus China, Japan oder Indien seine Eltern anruft.

„Was habt ihr für Wetter?“, fragt er zuerst. Gesine liefert dann einen kompletten Wetterbericht.

„Was?“, fragt Kollberg, „fünfzehn Grad Plus im Januar?“

„Wie im letzten Jahr“, ruft dann Frau Kollberg, die mithört. „Die Schneeglöckchen kommen schon raus. Voriges Jahr standen im Februar schon die Krokusse.“

Am letzten Tag des Monats kommt es im Hause Kollberg zu einem Zwischenfall. Der General a. D., vom Gläschen Rotwein und der anregenden Unterhaltung mit Gesine noch euphorisiert, gibt im Flur einer Truppe, die nur er sieht, Kommandos wie zur Parade bei Staatsempfängen. Er brüllt seiner Frau Tagesbefehle ins Gesicht.

„Mein Gott, jetzt geht das wieder los“, sagt die alte Frau und ruft nach der Pflegeschwester. Aber auch drei Frauen können den in Fahrt geratenen General a. D. nicht beruhigen, im Gegenteil. Er verlangt von den Zivilisten stramme Hal-

tung, will wissen, wo sie gedient haben und erteilt wegen Insubordination Platzverweise. Kein Zureden hilft, auch nicht unter Leckereien geschobene Beruhigungsmittel. Nach einer Stunde marschiert der alte Mann in seinem Schlafrock in den Garten. Seine Kommandos hallen in der Stille, in benachbarten Häusern gehen Lichter an, Hunde bellen.

Die drei Frauen warten an der Tür.

„Irgendwann fällt er um und schläft dann zwei Tage durch“, prophezeit die Pflegeschwester.

Der alte Kollberg ist aber trotz hervorragender Ausleuchtung des Gartens mit einem Mal nicht mehr zu sehen. Die Frauen suchen hinter Büschen und Hecken, umrunden mehrmals die Zypressen.

„Das gibt’s doch gar nicht“, meint die Pflegeschwester.

„Für Schabernack ist er immer zu haben“, entgegnet Frau Kollberg.

Sie sehen auch im Vorgarten nach, dann auf der Straße. Der Name Siegfried wird immer lauter gerufen. Frau Kollberg wird schlecht, sie muss sich am Gartenzaun stützen.

Gesine geht bis zur Straßenkreuzung, aber sie sieht weder den alten Kollberg noch jemanden, den sie nach ihm hätte fragen können. Sie kehrt um und wartet mit den anderen Frauen, bis der Regulator zwei Uhr schlägt. Gesine ruft die Polizei an.

„Dafür sind wir nicht zuständig, das macht der kommunale Suchdienst. Wenn die jemanden finden, liefern die ihn in der Zentralklinik ab.“

Gesine ruft den Suchdienst an.

„Name, Geburtsdatum, seit wann vermisst, wo zuletzt gesehen, welche Medikamente werden eingenommen?“, fragt eine unbeteiligt wirkende Stimme.

Nach einer Minute ist die Antwort aus der Zentralklinik da: „Kollberg, Siegfried: unbekannt.“

Frau Kollberg glaubt, ihren Mann in der Wohnung zu

finden und schaut unter den Betten, in den Schränken, in der Wäschekammer und im Keller nach. Als sie auf den Boden will, beendet ein Schwächeanfall ihr Unterfangen. Die Pflegeschwester muss ihr helfen, während Gesine wieder den Suchdienst anruft.

„Kollberg, Siegfried? Hier nicht bekannt, aber fragen Sie mal in der Geriatrie nach.“

„Wir haben seit heute Abend fünf Einlieferungen von unbekanntem männlichen Personen mit geschätztem Alter von achtzig Jahren. Die kommen nämlich gleich zu uns und nicht mehr in die Zentralklinik. Vielleicht ist er dabei, Sie müssen schon herkommen.“

Gesine fährt mit einem Taxi in die geriatrische Klinik. Der General a. D. wird ihr als vierte Notaufnahme des Abends vorgestellt. Gesine legt dem alten Mann eine Hand auf die Schulter, drückt ihm die Hand. Eine Regung von ihm gibt es nicht.

„Ist das Ihr Vater?“, fragt der Stationsarzt.

Gesine erklärt die Verhältnisse.

„Sie haben also weder eine Betreuungsbefugnis noch eine Vollmacht der Angehörigen? Da kann jeder kommen.“

Gesine zeigt ihre Ausweispapiere, sagt, bei wem sie arbeite, und wer der alte Mann sei.

„Unsere Patienten genießen hier absoluten Schutz“, sagt der Arzt, „und das aus gutem Grund. Die meisten von ihnen sind aufgrund ihrer Demenz überhaupt nicht mehr geschäftsfähig. Es kommt jedoch immer wieder vor, dass windige Anwälte mit fadenscheinigen Vollmachten hier auftauchen und als Quasiangehörige irgendwelche Unterschriften von unseren Patienten erschleichen. Nein, nein, ohne amtlich bestätigte Vollmacht kann ich gar nichts für Sie tun.“

Gesine setzt auf Frau Kollberg, doch die Aufregung hat die alte Dame derart erschöpft, dass sie kaum ansprechbar ist und im Bett bleibt. Gesine greift nun zu einem Mittel, dessen

Zuhilfenahme sie bislang für unmöglich gehalten hat: Sie bittet Hinkeldey.

„Ihr soziales Engagement in allen Ehren, Fräulein Gesine, aber wie stellen Sie sich das vor? Ich kann unmöglich in ein Krankenhaus gehen und von dort einen Patienten mitnehmen. Bin ich Arzt? Sind Sie Arzt? Wer soll die Verantwortung für das weitere Wohlergehen des Herrn General übernehmen?“

„Herrn Doktor Kollberg werden Sie damit keinen Gefallen tun“, sagt Gesine.

„So wie ich Herrn Doktor Kollberg kenne, zieht er den kühlen Kopf der Hitzigkeit vor.“

„Für den alten Herrn ist das Krankenhaus eine Tortur, man hat ihn mit Tabletten vollgestopft, er hat mich gar nicht erkannt.“

„Sehen Sie, Fräulein Gesine, ein guter Grund mehr, den Patienten in der Obhut von Fachleuten zu belassen.“

Gesine verlangt am nächsten Tag erneut von Hinkeldey Hilfe.

„Ihre Hartnäckigkeit ist schon bewundernswert, aber offensichtlich nimmt diese Art Belastung Sie doch ganz schön mit. Sie sollten die Klinik zukünftig meiden, damit uns Ihre Spannkraft hier erhalten bleibt.“

Was Hinkeldey damit meint, bekommt Gesine zu spüren, als sie den General a. D. wieder besuchen möchte. Der Stationsarzt verweigert ihr den Zutritt: „Sie haben keinerlei Besuchsrecht.“

Gesine muss warten, bis der Regierungschef von seiner Asienreise zurück ist. Noch auf dem Flughafen fährt Kollberg sie an: „Wie konnte das passieren? Sie sollten auf meinen Vater aufpassen und ihn nicht in die Nervenheilanstalt schaffen.“

Gesine ist den Tränen nahe.

Kollberg ignoriert seine Büroleiterin und lässt sich mit

der Staatskarosse, eskortiert vom Sicherheitsdienst, in die Klinik fahren. Die Sicherheitsposten besetzen alle Eingänge und lassen die Krankenschwestern nicht in die Flure. Sie reißen die Tür zum Zimmer auf, in dem der General a. D. untergebracht ist. Kollberg ist kaum in den Raum getreten, da bleibt er abrupt stehen. Zehn Greise sitzen in Rollstühlen an Tischen oder liegen auf Sofas. Sie haben trockene, faltige Haut und eingefallene trübe Augen. Bei einigen liegen die Augen bereits so tief in den Höhlen, dass die Alten mit ihren gebleckten Zähnen wie tot aussehen. Kollberg findet seinen Vater nicht.

Ein Sicherheitsposten winkt den Stationsarzt heran, der nach leichter Verbeugung zum Regierungschef sagt: „Dem Patienten Siegfried Kollberg geht es den Umständen entsprechend gut. Er leidet unter Bluthochdruck, der auf eine Überfunktion der Schilddrüse zurückzuführen ist, und an einem bösartigen Prostatakarzinom. Unsere Aufgabe ist es allerdings nur, den Patienten zu beobachten und medikamentös neu einzustellen, in diesem Fall den permanenten Unruheschüben mittels Sedativa entgegenzuwirken.“

Der Arzt begleitet Kollberg zu seinem Vater. Auch Kollberg senior sitzt in einem Rollstuhl, hält mit einer Hand verkrampft einen Krückstock und starrt zu Boden. Seine Haare kleben in fettigen Strähnen am Schädel, und seine Nase springt spitz vor, wie Kollberg es noch nie gesehen hat. Er kniet sich vor seinen Vater, streichelt dessen Hand. Der alte Mann reagiert auch nicht auf Ansprache.

„Was haben Sie mit ihm gemacht?“, fragt Kollberg den Arzt.

„Das hatte ich Ihnen gerade zu erklären versucht. Wir müssen zuerst ...“

„Sie müssen überhaupt nichts mehr“, unterbricht Kollberg, „jedenfalls nicht mit ihm, mein Vater kommt sofort in eine Privatklinik.“

„Bei allem Respekt, aber ich kann unmöglich einen gefährdeten Patienten mitten aus der Behandlung nehmen.“

„Wenn ich das sage, können Sie das sehr wohl.“

„Aber der Patient ist überhaupt nicht transportfähig.“

„Wer sagt das?“, fragt Kollberg den Arzt barsch.

„Wir haben auch unsere Anweisungen“, entgegnet der Arzt. „Der Herr Sicherheitsminister hat angeordnet ...“

„Verdammtnochmal“, unterbricht Kollberg erneut, „was ist denn hier los?“ Er lässt sich sofort mit Hinkeldey verbinden und ordnet an, dass sein Vater innerhalb einer halben Stunde mit einem Hubschrauber des Sicherheitsministeriums in die Privatklinik gebracht wird.

Cordelia kann den Sänger Akim Adonis nicht länger ruhig halten. Er weigert sich, weiterhin in aufgegebenen Zweizimmerwohnungen und muffigen Gartenlauben versteckt zu leben und – um unerkant zu bleiben – mit Rollkragenspullover und Pudelmütze statt mit Kaschmirmantel und Nerzhut herumzulaufen. Er will telefonieren, seine Freunde und Kinder sprechen, und er ist Cordelias Liebesdienste überdrüssig. Er wolle frisches Fleisch, wie er fast täglich sagt. Er will, wie jedes Jahr im Februar, am Mittelmeer entspannen, die Tage in den Bars und die Nächte in den Casinos von Monaco verbringen.

Cordelia hält den Zeitpunkt für gekommen, mit dem Sänger über mehr als erotische Abenteuer zu reden. Nach einigen verregneten Tagen und schwerem grauen Himmel ist Akim Adonis depressiv und Cordelia auf das Gespräch gut vorbereitet. Sie sitzt mit ihm an einem schmucklosen Holztisch. Sie hat ihm eine Zeitung mitgebracht, die er nicht lesen will. Akim Adonis wärmt sich an einer Tasse mit heißem Tee die Hände. Cordelia pocht auf die Zeitung: „Dein Bruder Einhar und einige seiner Freunde haben eine

muslimische Partei gegründet.“

Dem Sänger ist das gleichgültig.

„Keine gewöhnliche Partei, es ist ein Zusammenschluss aus holländischen und französischen Kulturvereinen.“

„Na und?“

„Es gibt hierzulande Leute, denen das überhaupt nicht gefällt.“

„Was geht mich das an.“

Cordelia faltet die Zeitung auseinander: „Dein Bruder Einhar ist Parteichef. Er gibt hier ein langes Interview.“

Akim Adonis schiebt die Zeitung beiseite.

„Dein Bruder will, dass du dich der Polizei stellst.“

„Das ist Blödsinn.“

„Das hat er gesagt, hier, lies selbst.“ Cordelia zeigt auf einen Absatz unter dem großen Foto des Anwaltes.

„Ich fordere meinen Bruder aus gutem Grund auf, sich den Behörden zu stellen, denn nach meinen aufwändigen Ermittlungen zum Anschlag vom letzten Mai steht für mich fest, dass er nichts damit zu tun hat. Mein Bruder war weder Drahtzieher noch Ausführender. Er muss freigesprochen werden. Dieser Staat hat ihn als Bösewicht geächtet, jetzt soll dieser Staat seine Ehre wiederherstellen.“

Akim Adonis liest den Absatz selbst und lacht auf: „Die holen mich hier raus, ganz klar.“

„Vielleicht will dich dein Bruder auch nur loswerden. Wenn dich Hinkeldey erst mal hat, lässt er dich nicht so schnell laufen, Unschuld hin, Unschuld her.“

„Was soll das? Was willst du? Die Familie hat beschlossen, die holen mich raus.“

„Familienoberhaupt ist jetzt aber dein Bruder Einhar, so steht es jedenfalls in der Zeitung.“ Cordelia tippt auf die entsprechende Interviewstelle.

Der Sänger liest wieder und wieder und schüttelt den Kopf: „Das kann der nicht. Das geht gar nicht.“

„Dein Bruder Einhar will auch, dass sich deine Frau von dir scheiden lässt.“

Akim Adonis springt auf, reißt die Zeitung herum, geht damit im kleinen Zimmer auf und ab. „Ich bestimm, wer die Scheidung kriegt. Und meine Jungen gehören mir, da kommt keiner ran. Ich hab auch meine Leute, und ich habe Kohle.“ Der Sänger schreit: „Mehr Kohle als dieses Arschloch. Fick deine Mutter.“

Akim Adonis zerknüllt die Zeitung und setzt sich wieder an den Tisch: „Ich brauch das Arschloch nicht. Ich hab den noch nie gebraucht. Und ich kann mir selbst Anwälte leisten. Tausendmal bessere. Ich knüpf mir den vor.“ Akim Adonis zeigt auf Einhars zerknülltes Foto und macht Anstalten, den Unterschlupf zu verlassen.

„Vergiss aber Hinkeldeys Zielfahnder nicht. Jede Kamera an irgendeiner Straßenecke kann dich melden.“

Er zögert, die Tür zu öffnen.

„In der Zeitung steht auch, dass man deine Konten gefunden hat. Das Geld ist beschlagnahmt.“

„Ich bin nicht so blöd und schlepp alle Kohle auf die Bank.“

„Ja, das soll deine Frau auch gesagt haben. Sie hat jedenfalls einige Verstecke angegeben“, sagt Cordelia in einem Tonfall, als wäre sie von dem Verlust selbst betroffen.

Er hebt die Zeitung wieder auf und streicht die Seiten glatt. Er liest nun langsam und gründlich. Seine Lippen formen sich dabei, als kaute er Luft. Akim Adonis, der von sich behauptet, er sei ein Vulkan, der nie erlischt, weint. Je länger er über der Zeitung sitzt, desto unbändiger. Das Zeitungspapier saugt die Tränen auf. Cordelia trinkt ihren Tee aus und blickt durch schmutzige Scheiben in eine trostlose Industriebrache. Am Himmel fliegen Krähen.

„Weißt du, was ein Deal ist?“, fragt sie tonlos.

„Du brauchst mir nichts erzählen, ich mach das Geschäft.“

„Zu deinem Vorteil oder zu deinem Nachteil?“

„Du glaubst, du bist klug? Du bist nicht klug. Was du willst, haben auch schon andere versucht, aber daraus wird nichts. Ich werde dich nicht heiraten.“

„Ein Deal ist ein Geschäft, bei dem beide Seiten ihren Vorteil haben. Welchen Vorteil habe ich, wenn ich dich heiraten wollte?“

Akim Adonis schlägt Cordelia mit der flachen Hand ins Gesicht: „So redest du nicht mit mir.“

Cordelia schlägt zurück: „Du stellst dich jetzt der Polizei.“

Er holt wieder aus, aber seine Hand schlägt nicht zu. „Bist du verrückt im Kopf? Ich stell mich überhaupt niemandem. Und wenn ich zehn Bomben werfe. Ich hab noch Ehre hier, begreifst du das? Weißt du, was Ehre ist? Aber du bist eine Nutte und so was hat nie Ehre.“

„Du hast recht“, sagt Cordelia, „ich bin eine Nutte. Und soll ich dir mal flüstern, wer noch zu meinen Liebhabern gehört? Mit wem ich schon lange vor dir im Bett war?“

„Einhar“, ruft Akim Adonis und fasst sich an den Kopf: „Das ich nicht darauf komme. Du bist seine Nutte.“

„Zu viel der Ehre, aber genau diese Rolle wirst du bald übernehmen.“

Akim Adonis ist überfordert: „Was soll der ganze Quatsch? Willst du mich verarschen?“

„Ich arbeite für Hinkeldey“, sagt Cordelia. „Und alles, was du mir über dich, deine Familie und deinen Bruder erzählst, erfährt Hinkeldey. Er sorgt auch dafür, dass dich seine Leute nicht schnappen. Oder auf der Flucht erschießen. Immerhin bist du ein Terrorist der ersten Ordnung. Aber Hinkeldey hat nichts davon, wenn du tot bist, jetzt, wo dein Bruder so eine Karriere macht. Deshalb wirst du tun, was dein Bruder verlangt: Du stellst dich der Polizei. Du verschwindest dann für ein, zwei Monate in einem Militär-

gefängnis, dann bekommst du wegen des Anschlags deinen Prozess. Weil du aber nicht dahintersteckst, wird man dich freisprechen. Ein normales Gericht wird dir dann den Prozess wegen deiner Drogengeschichten machen. Dein Bruder wird dich verteidigen, du wirst in der Verhandlung dem Drogen-geschäft abschwören und man wird dich auf Bewährung verurteilen. Danach wird dich dein Bruder in seiner Kanzlei anstellen, damit er dich unter Kontrolle hat, das verlangt jedenfalls der Großimam. Dein Bruder hat dich unter Kon-trolle, aber du hast ihn auch unter Kontrolle. Du arbeitest dann weiter mit Hinkeldeys Nutte zusammen, das ist der Deal. Wenn dir das Geschäft nicht gefällt, bekommst du entweder von deinen Leuten eine Kugel verpasst, weil du ein gemeiner Verräter bist, oder von Hinkeldeys Leuten. Du hast fünf Minuten Zeit, dann stürmen entweder Hinkeldeys Ziel-fahnder dieses Appartement oder ich bringe dich bis vor die nächste Polizeistation.“

Die Krähen haben sich vom schweren Februarhimmel verzogen.

Kollberg ist aufgebracht, er geht an der großen Glasfront seines Büros auf und ab. Hinkeldey blickt teilnahmslos in die Ferne, der Innenminister verfolgt jeden Schritt des Regie-rungschefs.

„Alles, was wir heute oder morgen beschließen, ist Flickwerk. Es ist zum Verrücktwerden. Ich frage mich, wozu ich das hier noch mache. Ich bin jetzt zwei Jahre im Amt, wir haben in der Zeit ein Dutzend Gesetze erlassen und Mil-liarden ausgegeben, um das Problem zu lösen, aber es wird immer schlimmer statt besser. Die regulären Geburten sind weiterhin rückläufig, in den Frauenpensionen sind in einem Jahr ganze 1300 Kinder geboren worden, nach dem zweiten Sportfest der Nation kam es zur Feststellung von knapp 3000

Schwangerschaften.“

Kollberg wendet sich seinen Ministern zu: „Und dann höre ich zu allem Übel auch noch, dass diese No-Kids-Partei über zwei Millionen aktive Mitglieder hat, ich betone aktive, also Frauen, die andere Frauen davon abhalten, Kinder in die Welt zu setzen. Und dann höre ich, dass unsere Partei der Willigen trotz aller Finanzhilfen bei zweihunderttausend dahindümpelt und außer Kaffeekränzchen nichts auf die Beine stellt. Meine Herren, haben Sie eine Vorstellung davon, wie das im Lande weitergeht? Nun? Wir sind mit der Geburtenhäufigkeit unterhalb der kritischen Grenze. Das bedeutet, nicht nur mein Posten ist in Gefahr, nicht nur der Ihre, nicht nur unsere Parteien, unsere Demokratie, unsere Tradition sind es. Der Staat bricht uns weg. Wir haben nur noch alte Leute. Wir haben so viele davon, dass wir ihnen bald keine Rente mehr zahlen können. Von der medizinischen Versorgung ganz zu schweigen.“

Kollberg geht wieder am Fenster auf und ab: „Und als ob das noch nicht genug wäre, trommelt die Muslimische Union Europas ihre Frauen zum Kinderkriegen zusammen. Die haben Geburtenwettbewerbe, das sind Gebärmaschinen. Mein Gott, wie konnte das passieren?“

Kollberg dreht sich hastig um und sieht den Innenminister an, der sich räuspert und darauf wartet, dass Hinkeldey eine Antwort gibt, aber der Sicherheitsminister starrt noch immer in die Ferne.

Wäre vor dreißig Jahren die sogenannte Integration nicht so gründlich gescheitert, gäbe es jetzt ausreichend Mischehen zwischen Muslimen, Juden, Orthodoxen und Deutschen, womit sich auch das demographische Problem von selbst erledigt hätte, sagt der Innenminister. Leider sei das aber nicht so, dieser Zug sei schon damals abgefahren, und die Fehler der Vorgängerregierungen seien irreparabel, man müsse angesichts des Geburtendesasters wohl damit anfan-

gen, den Staat anders zu definieren.

Was er denn damit meine, will der Sicherheitsminister wissen.

Es werde nicht nur empfindliche Verwerfungen im sozialen Gefüge geben, dieses Land werde auch ein deutliches Stück islamischer.

„Meine Herren, so weit sind wir noch nicht und es muss auch gar nicht so weit kommen“, sagt Kollberg. „Ich bin bei meiner Asienreise zu einigen wertvollen Erkenntnissen gekommen und ich möchte diese Erkenntnisse auch für uns nutzbar machen. In China zum Beispiel gab es bis vor fünfzehn Jahren kaum staatliche Renten. Die Alten lebten in ihren Familien und die mussten zusehen, wie man sie durchbrachte. In Bangladesch hat man den Alten, die dazu auch noch richtig alt wurden, ein Lebenskonto eingerichtet. Wer über achtzig Jahre alt ist, zahlt mit jedem weiteren Lebensjahr Altensteuer. Wer mit achtzig freiwillig aus dem Leben scheidet, befreit seine Kinder und Enkel für eine gewisse Zeit von allen Abgaben. Ich weiß, das wird man hier nicht so einfach umsetzen können, aber irgendwo müssen wir anfangen.“

„Schnapsidee“, sagt Hinkeldey und entschuldigt sich gleich für das unpassende Wort. Er bleibe aber bei seinem Einwand. Denn ob das nachahmenswert sei, was die Asiaten in der letzten Zeit so verzapft hätten, schein mehr als fraglich. Man könne doch unmöglich die eigenen Eltern dazu ermuntern, Harakiri zu praktizieren.

„Dann sage ich, was in jedem Fall ab Herbst hierzulande passiert, mit oder ohne Harakiri.“ Kollberg hält seinen Daumen hoch: „Erstens: Renten werden halbiert; zweitens: Rentenbeiträge werden verdoppelt; Kinderlose zahlen Kindersteuer; kinderlose Frauen unter fünfundvierzig zahlen den doppelten Satz.“ Kollberg hat nun vier Finger einer Hand oben.

Hinkeldey sagt dann mit leiser Stimme, er habe übrigens einen Ansatz, potentiellen muslimischen Müttern das weitere Kinderkriegen zu verleiden.

Ob er weiter an seinem Feindstrafrecht herumbasteln wolle, fragt der Innenminister.

Herr Doktor Kollberg frage sich ja ganz zu Recht, was man von Frauen halten solle, die entweder gar keine Kinder wollen, obwohl man sie dringend brauche, oder einen mit Kindern zuschütten, obwohl man darauf gar keinen Wert lege, sagt Hinkeldey. Der Schlüssel zur Lösung des Problems liege bei Einhar Sürücy, der mit seinem Kindergebärprogramm diesem Land den Krieg erklärt habe. Der Anwalt habe sich genügend schwerer Vergehen gegen die Sicherheit des Staates schuldig gemacht, um ihn, jawohl Herr Innenminister, nach dem Feindstrafrecht verfolgen zu können. Aber man benötige das Feindstrafrecht eigentlich gar nicht, man werde den Kraken mit seinen eigenen Armen zur Strecke bringen.

Was der Innenminister, obwohl er keine Details kennt, ausdrücklich begrüßt.

Kollberg nimmt von Hinkeldey eine rote Mappe entgegen. Er blättert darin, es sind nur vier Seiten, und fragt: „Haben Sie ein Stichwort für mich?“

Der Sicherheitsminister wartet ab, bis der Regierungschef den Aktionsplan überflogen hat.

Im Herbst gebe es wieder Wahlen, aber dieses Mal wolle man keine Städte an muslimische Bewerber verlieren, zumal es sich um Hamburg und Köln handele. Man sei momentan in einer ausgezeichneten strategischen Situation, habe mit einem hervorragenden Informanten den Fuß in der Tür von Einhar Sürücys Zentrale, bei dem die Fäden zusammenlaufen.

„Sie wissen, was Sie tun?“, fragt Kollberg.

Hinkeldey nickt und sagt, wenn er nicht wisse, was er tue, wäre er wohl fehl am Platze. Man habe ausreichend Zeit

bis zu den Wahlen, um, wie gesagt, dem Kraken die eigenen Arme in den Rachen zu stecken.

Kollberg hat jedoch keine Zeit, sich mit Hinkeldeys Plänen zu befassen, er wird ans Krankenbett seines Vaters gerufen, der mit einer Lungenentzündung in der Privatklinik liegt. Hohes Fieber setzt dem alten Mann zu.

„Gegen eine Lungenentzündung haben wir hochwirksame Medikamente, uns läuft aber die Zeit davon, weil die Gewebsschädigung schon fortgeschritten ist. Wir können nicht experimentieren, die erste Therapie muss erfolgreich sein.“

Der General a. D. hat Glück, am dritten Tag lässt das Fieber nach.

Als Kollberg wieder im Amt ist, muss er sich mit einem Aufruf des größten Unternehmervverbandes befassen. Jene Manager, die regelmäßig bei ihm sitzen und ihre Zusammenarbeit anbieten, ermuntern nun alle Mitglieder, vom Bäcker mit zwei Angestellten, über die Druckerei mit zehn Beschäftigten, bis hin zum Maschinenbauer, bei dem mehrere tausend Menschen ihren Lohn verdienen, ab sofort jede Form von Steuer zu boykottieren. Solange die Regierung an ihren Plänen festhalte, Ledige und Frauen ohne Kinder, also einen großen Teil der organisierten Anwälte, Ärzte oder Architekten, mit einer Strafsteuer zu belegen, solle der Fiskus keinen Cent mehr von den Mitgliedsunternehmen erhalten, heißt es im fett gedruckten Memorandum.

Kollberg schreitet wieder die Fensterfront seines Zimmers ab. Auf den Straßen fließt gleichmäßig der Verkehr, die entfernt stehenden Schornsteine von Heizwerken geben dünnen weißen Rauch ab, in der Frühlingssonne glänzt matt die Kuppel des Doms. Nichts, außer diesem Papier, zeigt eine Bedrohung an. Kollberg würde jetzt gern am Wannsee spazieren gehen, begleitet von Gesine.

Der Regierungschef liest den Aufruf erneut, danach hat

er wieder das Empfinden, mehrere Ohrfeigen bekommen zu haben. Kollberg beschließt, nicht auf die Erpressung zu reagieren, das Ultimatum verstreichen zu lassen. Aber er ist beunruhigt. Am Ende des Monats – er ist nun zwei Jahre im Amt – liegt eine Liste mit einer Vielzahl von Unternehmen auf seinem Tisch. Diese Firmen haben nicht nur keine Steuern gezahlt, sondern ihre Betriebsvermögen in internationalen Fonds geparkt, unerreichbar für den Fiskus.

Kollberg lässt gegen den dringenden Rat seines Innenministers ein Exempel statuieren, beschlagnahmt das Inventar eines Genlabors, einer Privatklinik und eines großen Spediteurs. Die Antwort der Unternehmer folgt prompt: Sie geben Kollberg einen Tag, um den Besitz wieder freizustellen und einen Monat, um die unselige Geburtennötigung zu widerrufen, andernfalls würden sie in den Generalstreik gehen.

Innerhalb dieses Monats wird aus dem Protest der Unternehmer eine politische Partei. Sie nennt sich Unternehmerpartei.

Kollberg bittet die Vorsitzende der Seniorenwohlfahrt um einen Termin. Er möchte von ihr die dreifache Summe der eingefrorenen Kredite. Die zierliche Frau mit dem roten Seidentuch um den Hals sagt, kein Problem, wenn er die alten Leute in Ruhe lasse.

Einhar Sürücy ist zufrieden mit dem Prozessausgang gegen seinen Bruder. Zwei Monate saß Akim Adonis in Isolationshaft des Sicherheitsministeriums und wurde dann einem ordentlichen Gericht überstellt, weil, wie Hinkeldey in einer TV-Ansprache betonte, dem Beschuldigten zwar eine Menge Vergehen nachgewiesen werden können, darunter Drogenhandel und Geldwäsche, aber nicht seine Beteiligung an dem Anschlag von vor einem Jahr. Und da dieses Land rechtsstaatliche Prinzipien höher halte als blinde Verfolgung

seiner erklärten Gegner, sei in diesem Fall nach penibler Prüfung das Feindstrafrecht nicht anzuwenden. Erst unlängst sei man der mutmaßlichen islamistischen Terrorzelle auf die Schliche gekommen, er, Hinkeldey, werde zu gegebener Zeit natürlich die Öffentlichkeit informieren. Er könne aber schon jetzt fanatischen Gotteskriegern versichern, dass dank eines neuen Sicherheitssystems Anschläge wie der im letzten Jahr nur noch unter größten Schwierigkeiten durchführbar seien, was praktisch bedeute, sie seien unmöglich. Im aktuellen Fall werde das ordentliche Gericht sicherlich zu einer der Schwere der Schuld angemessenen Verurteilung kommen, denn es sei lange bekannt, dass Drogengelder zur Finanzierung von Terroranschlägen benutzt werden. Und für diese Art Verwicklung des Beschuldigten gebe es nun ausreichend Beweise.

Das ordentliche Gericht konnte aber nach der spärlichen Aktenlage gar nicht anders, als den Sänger vom Vorwurf eines terroristischen Anschlags und des Drogenhandels freizusprechen, weil sich das Sicherheitsministerium weigerte, seine Akten über diesen Fall herauszugeben.

Wieder geht Hinkeldeys Kalkül auf: Der größte Teil der deutschen Medien und der deutschen Öffentlichkeit ist über den Freispruch empört, Stimmen werden laut, die das Feindstrafrecht als reguläres Recht fordern.

Akim Adonis wird dagegen von seinen Landsleuten als Held gefeiert. Noch am Tag der Urteilsverkündung versammeln sich in vielen Städten Tausende Muslime auf Straßen und Plätzen. Als Akim Adonis mit seinem Bruder, dem Anwalt, das Gerichtsgebäude als freier Mann verlässt, bricht tosender Applaus aus. Fernsehkameras türkischer Sender projizieren auf eilig errichteten Großbildleinwänden jede Regung des Entlassenen. Seine Tränen, seine geballte Faust, seine trotzig aufgeworfenen Lippen. Dann singt Akim

Adonis ein Lied, womit er vor fünfzehn Jahren unter seinen Landsleuten bekannt geworden war. Und auf den Plätzen und Straßen anderer Städte singt man ebenfalls mit, schwingt die Fahnen. Abends gibt Akim Adonis ein Konzert unter freiem Himmel. Einhar Sürücy, der noch nie einen Auftritt seines Bruders freiwillig besucht hat, ist beeindruckt. Er hört Lieder, die seine Großeltern gesungen hatten, wenn er sie in Anatolien besuchte. Er sieht in Gesichter meditierender alter Frauen, wild herumhüpfender Halbwüchsiger und andächtiger Familienväter. Der Anwalt hat bislang keinen Gedanken daran verschwendet, dass gemeinsamer Gesang, Musik, solch eine Wirkung haben kann. Für einen Moment hat er den Einfall, die Forderungen der Muslimischen Union Europas mittels solcher Art Auftritte von den Deutschen, Franzosen und Niederländern einzufordern.

Für Akim Adonis gilt nun ein strenges Regime. Der Großmama fordert von ihm, seinen Bruder Einhar als Familienoberhaupt anzuerkennen. Damit der unbändige Sänger, der weiterhin von einer Stadt in die nächste reist und dort umjubelte Konzerte gibt, unter Kontrolle bleibt, muss er zweimal in der Woche in der Kanzlei seines Bruders arbeiten. Der unfreiwillige Agent versorgt sich dort mit noch ungeschredderten Faxen, in den Papierkorb geworfenen Schriftstücken, oder, wenn er gar nichts findet, mit Briefentwürfen, die sein Bruder im Computer gespeichert hat. Akim Adonis misst diesen Papieren keine große Bedeutung bei und glaubt, was er Cordelia zukommen lässt, sei Abfall.

Cordelia gibt es unkommentiert an Hinkeldey weiter, der nur wenig mit dem gelieferten Material anfangen kann, bis ein verschlüsselter Aufruf des Parteichefs Einhar Sürücy an die Großmama in den Niederlanden und Frankreich vor ihm liegt. Wahlen in Hamburg und Köln stehen an, heißt es da, und es sei an der Zeit, dass in diesen Städten fortan

muslimische Bürgermeister regieren. Es wäre ein Signal für den gesamten Islam, daher sollen sich die Brüder der gläubigen Welt mit Wort und Tat für ihre Brüder in Deutschland einsetzen. Welch ein Anblick, wenn der Kölner Dom oder der Hamburger Michel in Moscheen verwandelt würden.

Drei Wochen vor den Bürgermeisterwahlen lässt Hinkeldey diesen Aufruf millionenfach auf Plakate drucken und mit den Worten: „WOLLT IHR DAS?“ versehen. Die Wirkung ist enorm. In TV-Shows wird hitzig debattiert, Zeitungen erscheinen mit Fotomontagen, die den Berliner Dom als Moschee zeigen, die Seniorenwohlfahrt verpflichtet sich, am Wahltag jeden ihrer deutschen Rentner in Hamburg und Köln zur Wahlurne zu begleiten.

Hinkeldey gelingt es vor der Wahl auch noch eine andere Front zu befrieden. Er überredet Kollberg, dem aufmüpfigen wie nach Selbstdarstellung süchtigen Chef der Unternehmerpartei und der Vorsitzenden der Seniorenwohlfahrt Posten als außerordentliche Staatssekretäre zu geben. Die beiden könnten sich dann regelmäßig vor der Presse spreizen, hätten politisch aber überhaupt keinen Einfluss. Kollberg folgt dem Vorschlag, die beiden nehmen an. Innerhalb weniger Tage sind sämtliche vom Unternehmerverband zurückgehaltenen Steuern an den Fiskus abgeführt, ist ein milliardenschwerer Kredit von der Seniorenwohlfahrt bewilligt.

Am Wahlabend fällt das Ergebnis eindeutig zugunsten der deutschen Kandidaten aus, vor allem, weil die alten Menschen ihre Zettel in die Urnen gesteckt haben. Einhar Sürücy, der als Parteichef der Muslimischen Union Europas ins TV-Wahlstudio geladen ist, bedauert das Ergebnis, weil es nicht den Willen der Mehrheit zeige. Diese Wahlen seien ohnehin eine üble Propagandaschlacht gegen die Muslime gewesen. Man sehe das an jeder Straßenecke, denn überall kleben diese Plakate, aber es sei nie daran gedacht worden,

aus Kirchen Moscheen zu machen.

Aber es gebe durchaus Landsleute, meint der Reporter, die beispielsweise den Berliner Dom als Moschee sehen. Ob ihm, Einhar Sürücy, das bekannt sei, und welche Meinung er dazu habe.

So etwas könne sich nur ausdenken, wem Hass und Zwietracht den Kopf vernebele. Was er als Parteichef an die Großmame geschrieben habe, sei symbolisch gewesen, so habe das auch jeder Muslim verstanden. Außerdem sei es eine Schweinerei, vertrauliche Parteidokumente zu entwenden, um sie sinnentstellend vorzuführen. Darüber solle man reden. Aber gut, nach dieser Niederlage folgen wieder Wahlen, die nächste in der Regierungshauptstadt. Und da werde er sich selbst als Kandidat stellen, das kündige er jetzt schon an.

Den Rest der Nacht verbringt der Anwalt beim Großimam.

„Dein Bruder Akim war der ganze Stolz deines Vaters. Er war viele Male bei mir und ich hatte den kleinen Akim auf meinem Schoß sitzen. Hier, wo wir jetzt sind. Auch ich habe große Hoffnungen in ihn gesetzt. Aber dann ließ er sich verführen, wollte ein Star werden und war doch nur ein Kind. Das hat ihn zerstört. Er hat seinen eigenen Kopf, er will immer noch das Familienoberhaupt sein, und nicht mehr bei dir arbeiten, all das weiß ich. Aber du darfst ihm nicht dafür die Schuld geben, dass die Ungläubigen sich Ungläubige als ihre Bürgermeister gewählt haben. Wir werden noch lange mit Widersachern leben müssen, aber nicht endlos lange.“

„Akim hat eine Geliebte, eine Deutsche.“

„Das ist unschön, aber man wird es hinnehmen müssen.“

„Die Deutsche ist mit niemand anderem als Hinkeldey liiert.“

Der Großimam faltet seine Hände und sieht in das Kerzenlicht: „Weißt du, was du da sagst?“

„Akim arbeitet für sie.“

„Du bist von den Wahlen enttäuscht, du siehst Feinde, wo keine sind. Ich habe deinen Bruder nie in Schutz genommen, jetzt muss ich es tun. Warum sollte er seine Glaubensbrüder verraten? Er weiß, was Ehre ist.“

„Vor zehn Jahren wurde mein Onkel in Istanbul mit einer Kugel im Kopf gefunden, zwischen Müllsäcken. Für alle, die ihn kannten, war mein Onkel ein unbeugsamer Verteidiger der Familienehre, niemand hatte ihm zugetraut, dass er mit den Behörden zusammenarbeitet und seine eigenen Brüder ans Messer liefert. Aber er hat es getan.“

Der Großmama streicht sich über die Hände: „Der Prophet sagt, wer sich im Irrtum befindet, dem verlängert der Erbarmer das Leben.“

„Im Jackett meines Onkels lag die fünfte Koransure: Der Lohn derer, welche Allah und seine Gesandten befehlen und Verderben auf der Erde betreiben, ist nur der, dass sie getötet werden.“

Gesine findet im Herbst eine Wohnung nach ihren Vorstellungen: zwei Zimmer bei einer Witwe. Das kleine Haus liegt im eingezäunten Areal am Grunewald und wird vom Wachschatz gesichert. Die Witwe hat Gesine die Hälfte ihres Hofgartens überlassen: „Wissen Sie, es ist mir zu viel Arbeit, mein Kreuz ist ruiniert, ich komme kaum noch runter.“

Gesine, die sich nie mit Gartenarbeit beschäftigt hat, nimmt verlegen an. Sie zeigt sich jeden Tag in ihrem neuen Reich, weiß aber kaum, welche Blumen dort wachsen und welches Gemüse angebaut ist, geschweige denn, wie es gepflegt werden muss. Sie gießt Astern, erntet Radieschen und zupft Löwenzahn. Bei einem Einkauf nimmt sie ein Gartenmagazin mit, das im Zeitungsständer steckt. Sie liest auch abends darin, ist jedoch noch lange mit den Gedanken

bei der Arbeit. Sie fühlt sich in Kollbergs Vorzimmer nicht mehr wohl. Seit dem Raubüberfall kann sie sich zwei, drei Stunden im Büro konzentrieren, danach wird sie fahrig. Wenn Hinkeldey zu Kollberg geht, schlagen ihr Hitzewellen ins Gesicht; wenn der Sicherheitsminister sie anspricht oder angrinst, verbeißt sie ihre Lippen. Nein, sie wird Kollberg nicht sagen, was sie an neuen Widerlichkeiten über Hinkeldey erfahren hat.

Quält sich Gesine zu lange mit solchen Gedanken, räumt sie Kleinigkeiten in ihrem Wohnzimmer um: rückt die Stehlampe an das andere Ende vom Sofa, sortiert die wenigen Bücher nicht mehr nach der Größe, sondern nach der Farbe der Einbände, hängt kleine Fotografien um und blättert dann im Gartenmagazin. Sie telefoniert selten und bekommt noch seltener Anrufe. Sie freut sich auf die Wochenenden, wenn sie das Haus nicht verlassen muss. An so einem Samstag klingelt das Telefon, ohne dass sie den Hörer abnimmt. Nach dem dritten Versuch macht sie es doch, es ist Kollberg.

„Mein alter Herr verlangt nach Ihnen. Das geht schon seit Wochen und ich kann es ihm nicht ausreden. Ich schicke einen Wagen vorbei.“

Der General a. D. ist abgemagert, aber seine Augen sind klar und flink.

„Sehen Sie, was man mit ihm gemacht hat“, klagt Frau Kollberg und zeigt auf schlecht verheilte Einstichstellen von Infusionsnadeln an den Armen ihres Mannes. „Die hätten ihn bald umgebracht.“

„Das hätten sie nicht, aber dein ewiges Gequassel bringt mich um.“ Auf seine Krücke gestützt versucht der alte Mann aus seinem Rollstuhl herauszukommen, tatsächlich bewegt er sich keinen Zentimeter.

„Seitdem mein Vater aus dem Krankenhaus zurück ist, akzeptiert er keine Pflegeschwester mehr“, sagt Kollberg leise. „Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ihn öfter besuchen

könnten.“

Gesine antwortet nicht auf die Bitte.

Im Spätherbst beginnt Gesine mit Gartenarbeit. Sie ändert die Form einiger Beete, die gleichmäßig rechts und links vom Hauptweg abgehen und sie an Friedhofsgräber erinnern. Aus zwei Beeten macht sie eines, füllt den schmalen Weg mit Erde vom Komposthaufen. Zehn Eimer schleppt sie, danach ist sie außer Atem. Nach einer Stunde beendet sie ihr Tun und geht in die Wohnung unter dem Dach. Die Arme schmerzen, die Hände sind erdverklebt. Nach dem Duschen betrachtet Gesine ihr Werk von der kleinen Gaube aus. Ihr Eingriff hat einen unförmigen Garten hinterlassen. Es ärgert sie, etwas begonnen zu haben, von dem sie nicht weiß, wie es zu Ende gebracht werden soll. Gesine mag keine Unternehmungen mit ungewissem Ausgang. Ein Segeltörn auf der Nordsee ist für sie genauso undenkbar wie mit jemandem anzustoßen, den sie nicht kennt. Autofahren ist für sie die größte Herausforderung.

Trotz schmerzender Schultern legt Gesine am folgenden Tag weitere Beete ihres Gartens zusammen. Dieses Mal hält sie länger durch, empfindet jedoch das Ergebnis ihrer Veränderung als noch fataler. Sie hat zwei unförmige Schläuche, in denen abgeblühte Blumen und nicht geerntetes Gemüse stecken, zusammengeschaufelt. Abends liest sie wieder in der Gartenzeitschrift, erfährt dort vom Pflanzplan, in dem die Form der Beete und die Art der Bepflanzung festgelegt ist, wann was wo auszusäen ist, welche Blumen sich nicht miteinander vertragen und wie die Pflege auszusehen hat. Neben Abbildungen kräftig blühender Kletterrosen, Malven, Oleander und Sternentalern sieht sie das benötigte Garteninstrumentarium: Blütenschere, Ausputzschere, Rasensämaschine, Knollenpflanzler, langstielige Blumenkelle, Jätkele, Setzholz, rechtwinkliger Staudenheber, Okuliermesser.

Ich besitze nicht mal einen eigenen Spaten, denkt sie.

Auf der nächsten Seite soll dann das Herz eines jeden Gartenliebhabers angesichts gefederter Rasenmäher, computergesteuerter Beregnungsanlagen, hydroaktiver Teichfolien und Maschendrahtzaun in Efeuoptik höher schlagen.

Die Woche im Büro vergeht ruhig, was selten vorkommt, niemand verlangt von ihr einen dringenden Termin beim Regierungschef, sie muss keine Schreiben an unzufriedene Politiker aufsetzen oder eine zurückliegende Gesprächsnotiz herausuchen. Seit den Wahlen in Hamburg und Köln und seitdem die Vorsitzende der Seniorenwohlfahrt und der Chef der Unternehmerpartei in der Regierung sind, ist es ruhig im Land. Lediglich die monatliche Bekanntgabe der neuesten Geburtenzahlen verdirbt für einige Stunden die gute Stimmung. Gesine kann zeitig das Büro verlassen.

Zu Hause versucht sie sich an einem Pflanzplan. Sie gruppiert neben den Hauptweg unterschiedlich große Beete, in denen vorn kleine Blumen und hinten hohe Sträucher wachsen sollen. Zu jeder Jahreszeit soll etwas blühen. Nach drei verschiedenen Zeichnungen fragt sie sich erschrocken, wer die Arbeit machen wird. Dann fällt ihr auf, dass sie ihren Garten überhaupt noch nicht vermessen hat. Bis zur efeuüberwachsenen maroden Grundstücksmauer geht sie zwanzig Schritte, vom Komposthaufen am Ende des Hauptweges bis zur Hoftür fünfzig. Erst jetzt wird ihr die Größe des Gartens bewusst. Rasen, denkt sie, ich werde Rasen säen.

Vor Weihnachten, es ist noch immer ruhig in der Regierungszentrale, beschäftigt sich Gesine auch während der Arbeit mit dem Garten. Und Kollberg, der wieder öfter Zeit für Gespräche mit Gesine findet, fragt, ob sie Aufmarschpläne für Schlachten zeichne.

Zu Weihnachten schenkt ihr der Regierungschef eine dreibändige Prachtausgabe über historische und moderne Gärten. Der letzte Band beinhaltet praktische Anleitungen.

An eine Wiese ohne Blumen und Sträucher mag sie nun nicht mehr denken, hat sie doch Platz für einen kleinen Park mit Brunnen, Hecken und Laubengang.

Vom Tod des Sängers Akim Adonis erfährt Gesine aus den Frühlachrichten, die sie jeden Tag im Büro sieht. Im TV wird die kurze Sequenz einer Überwachungskamera viele Male wiederholt und von einem Polizeisprecher kommentiert: „Der Fahrer des Unfallfahrzeugs verließ um null Uhr dreißig die Autobahnraststätte Süd. Er startete den auf ihn zugelassenen Personenwagen der Marke Ferrari und beschleunigte bereits auf dem Gelände der Raststättenausfahrt auf neunzig Kilometer pro Stunde. Der Fahrer bog jedoch nicht auf die Zubringerspur, sondern fuhr unter weiterer Beschleunigung im rechten Winkel zur Fahrbahn in die Leitplanke, der Pkw durchbrach diese und kollidierte mit einem Lastwagen auf der Gegenfahrbahn. Der Ferrari fing sofort Feuer, das Unfallopfer verbrannte.“

Gesine hält die Nachricht für unbedeutend, erst als sie am Vormittag vom Innenminister angerufen und gefragt wird, ob der Herr Doktor über die Angelegenheit Akim Sürücy im Bilde sei, teilt sie es Kollberg mit.

„Der Herr Innenminister meint, es gebe in den Medien bereits Spekulationen darüber, ob es sich bei der Angelegenheit um einen Unfall, einen Selbstmord oder gar einen Mord handle.“

Kollberg lässt seinen Stift über den Tisch rollen und lehnt sich im Sessel zurück: „Dann soll der Herr Innenminister die Angelegenheit untersuchen lassen.“

„Der Herr Innenminister sagte mir, die Angelegenheit habe bereits Herr“, hier unterbricht sich Gesine und sagt dann weiter: „das Sicherheitsministerium an sich gezogen.“

„Dann ist doch alles in Ordnung.“

„Das Sicherheitsministerium hat aber eine Nachrichtensperre verhängt und der Herr Innenminister fürchtet nun,

dass die Spekulationen ins Kraut schießen.“

„Was macht Ihr Garten, kommen Sie voran mit Ihren Plänen? Im Frühjahr möchte ich etwas sehen.“

Gesine weiß, dass sie nun gehen muss, andernfalls würde sie Kollberg verärgern.

Am folgenden Tag wird Gesine erneut vom Innenminister in der Sache Sürücy angerufen. Ob der Herr Doktor den neuesten Ermittlungsstand im Fall kenne? Ob er mit ihrer Diskretion rechnen könne, wenn er ihr, Gesine, einige heikle Praktiken aus dem Sicherheitsministerium anvertraue, denn eines sei doch wohl klar, solange jenes Ministerium von dem regiert werde, der es regiere, müsse man eigentlich jeden Tag mit irgendwelchen Katastrophen rechnen.

Was er denn meine, fragt Gesine.

Der Innenminister räuspert sich und sagt leise, dass Spezialisten des Sicherheitsdienstes das Video der Überwachungskamera so manipuliert hätten, dass man den Unfall des Türken als Selbstmord qualifizieren müsse. Es sei aber ein Mord gewesen, das wisse er aus guter Quelle. Und dies sei nur ein kleines Beispiel für die Schweinereien des Herrn H.

Gesine sagt nichts dazu und der Innenminister schiebt nach: Man solle sich nichts vormachen, H. lasse jeden in dieser Regierung zu jeder Stunde an jedem Ort überwachen und warte nur darauf, ihn über die Klinge springen zu lassen.

Gesine ist verunsichert. Bei dem Gedanken, in ihrer kleinen und abgelegenen Wohnung genauso beobachtet zu werden wie in ihrem aufgegebenen Appartement, empfindet sie Ekel. Mit Kollberg spricht sie nicht über das Telefonat des Innenministers. Den Nachrichtensender in ihrem Büro schaltet sie aber nicht mehr ab. Noch Tage nach dem Unfall wird die Sequenz gesendet, dazu eine Erklärung von Einhar Sürücy. Er fordert die sofortige Herausgabe der Leiche seines Bruders: Es gehöre zu den Gepflogenheiten von Muslimen,

ihre Toten innerhalb eines Tages zu bestatten. Die Beschlagnahmung der Leiche seines Bruders durch das Innenministerium sei ein grobe Provokation.

„Mein Gott“, sagt Kollberg, „dann soll das Innenministerium endlich die Leiche herausrücken.“

Worauf der Innenminister in einer Presseerklärung mitteilen lässt, dass er weder die Leiche habe noch das Ermittlungsverfahren führe.

Dennoch ziehen aufgebrachte Muslime zum Innenministerium und werfen Steine.

„Verdammt nochmal“, ruft Kollberg ins Telefon, wozu sind Sie Innenminister, wenn Sie nicht einmal Ihren eigenen Laden schützen können?“

Wenig später sieht Gesine auf dem Bildschirm Wasserwerfer vor dem Innenministerium und Tränengas abfeuernde Polizisten, am Abend ist die Belagerung des Gebäudes beendet. Es werden 33 Festnahmen gemeldet.

Gesine muss lange im Büro bleiben und verliert über der Bearbeitung zahlloser Faxe mit Stellungnahmen zu den Vorgängen des Tages jeden Gedanken an ihren Garten. Erst spät ist sie zu Hause und fühlt sich völlig erschöpft. In den Ohren hat sie einen Pfeifton. Als sie aus dem Fenster schaut, liegt ihr Hof unter einem weißen Schleier. Es hat geschneit, und sie hat es nicht bemerkt.

Der neue Tag im Büro beginnt ruhig, fast kehrt eine Stimmung wie vor dem Tod des türkischen Sängers ein. Dann aber übertragen mehrere Sender eine Erklärung von Einhar Sürücy live. Gesine informiert Kollberg, der dazukommt und sich anhört, was der Anwalt zu sagen hat.

Er spreche nicht nur als Oberhaupt der Familie Sürücy, deren Ehre von diesem Staat mit Füßen getreten werde, und nicht nur als Verteidiger seines Bruders, der einem heimtückischen Mordanschlag zum Opfer gefallen sei, sondern auch als Vorsitzender der Muslimischen Partei Europas, der

hierzulande wie in Frankreich und den Niederlanden fundamentale Rechte vorenthalten werden. Die Muslime werden tagtäglich von den momentan Regierenden unter Druck gesetzt, bespitzelt und schikaniert. Dabei leisten Muslime einen großen Anteil in der Wirtschaft, erbringen hohe Steueraufkommen, garantieren mittels ihrer Kinder überhaupt erst den Erhalt derselben. Bevor noch der wahre Hintergrund zum Tod von Akim Adonis ans Licht komme, fordere er im Namen von Millionen Muslimen, endlich die Rechte der Muslime anzuerkennen.

„Stellen Sie das ab“, sagt Kollberg, „und Hinkeldey soll kommen.“

Der Sicherheitsminister ist schnell beim Regierungschef. Gesine würdigt er keines Blickes. Er beruhigt Kollberg: Der Sänger sei zu populär gewesen, um seine Weibergeschichten noch länger geheim halten zu können. Der Familienrat werde beschlossen haben, dass nur durch einen Selbstmord die Familienehre wiederherzustellen sei. Das könne der Anwalt natürlich nicht laut sagen, also erfinde er einen Helden, der einem Attentat zum Opfer gefallen sei. Aber das sei derartig an den Haaren herbeigezogen, dass selbige büschelweise ausfallen müssten.

„Warum sagen Sie das nicht vor den Kameras?“, fragt Kollberg.

Er glaube nicht, dass er als Sicherheitsminister wegen einer Fehde innerhalb einer türkischen Familie vor die Kameras treten müsse. Wer da so laut schreie, dieser Anwalt, habe nach Erkenntnissen seines Ministeriums gleich mehrere Motive dafür, der anatolischen Nachtigall den Garaus zu machen. Ad eins: Akim Adonis habe den Anwalt nicht als Clanchef akzeptiert. Ad zwei: Akim Sürücy habe sich nicht in die Partei seines Bruders integrieren lassen. Ad drei: die besagten Affären mit Frauen.

„Wenn Sie das alles wissen, haben Sie auch Vor-

stellungen davon, wie Sie die Situation bereinigen?“

Der Anwalt sei Vorsitzender einer Partei, mit der man über kurz oder lang zu tun haben werde. Der Anwalt schütze sich geschickt mit dieser Partei und halte sich für unangreifbar. Was er auch immer mit dem Komplott gegen seinen Bruder zu tun habe, dafür werde man ihn nicht belangen können, ohne Unruhe unter den Muslimen zu riskieren. Man müsse also Mittel und Wege finden, die muslimischen Führer unglaubwürdig zu machen. Das sei mit dem Feindstrafrecht nicht zu machen, denn perfiderweise schicke der Anwalt nicht nur Kinder vor, die muslimischen Frauen folgen auch seinen Aufrufen, möglichst viele Kinder in die Welt zu setzen, weshalb sich die Herrschaften für den besseren Teil der Welt halten.

„Wissen Sie, wie viele Geburten deutschstämmiger Kinder mir der Innenminister unlängst genannt hat?“, fragt Kollberg. „Dass er sich mit solchen Jammerzahlen überhaupt noch hierher traut.“

Der geschätzte Herr Innenminister könne nicht über seinen Schatten springen, und für die Unlust deutscher Frauen Kinder auf die Welt zu bringen, könne er auch nichts.

„Unlust ist gut“, sagt Kollberg, „ich würde das Totalverweigerung nennen.“

Hinkeldey fragt, ob der Herr Regierungschef damit den geschätzten Herrn Innenminister oder die deutschen Frauen meine.

Gesine ruft den Innenminister an, sagt aber nichts, sondern drückt die Taste für die Freisprechanlage, so dass er das Gespräch zwischen Hinkeldey und Kollberg verfolgen kann.

Nach der Erklärung des Anwalts Sürücy kommt es in verschiedenen Städten zu spontanen Ausschreitungen: Man fordert die Herausgabe des toten Sängers. Jugendgangs ziehen randalierend durch Straßen, ihnen schließen sich Deutsche an, die völlige Drogenfreigabe fordern. Die No-Kids-Partei kündigt ihr Stillhalteabkommen mit der Regierung auf und verlangt die Abschaffung aller Restriktionen gegen Frauen. Als wäre ein Ventil geöffnet, melden sich in den nächsten Tagen immer mehr Berufene zu Wort und stellen im Namen von Millionen Forderungen.

Während einer Krisensitzung, von der Gesine noch nicht weiß, dass es ihre letzte sein wird, schlägt der Innenminister vor, mit Einhar Sürücy das Gespräch zu suchen, um die aufgebrachten Muslime wieder in den Griff zu bekommen. Kollberg unterstellt daraufhin Hinkeldey das Innenministerium und entlässt den Innenminister – wegen fehlenden Vertrauens.

Gesine kann wegen zahlreicher Straßenblockaden das Regierungsviertel nicht erreichen und bleibt nach Kollbergs Weisung zu Hause. Dort sitzt sie den Tag über vor dem Fernseher. Stündlich werden Erklärungen und Aufrufe verschiedener Parteien verlesen. Die Unternehmerpartei und die Seniorenwohlfahrt erklären ihre volle Loyalität zur Regierung, die No-Kids-Partei verlangt erst die Aufhebung sämtlicher Zwangsmaßnahmen gegen kinderlose Frauen.

Kollberg erklärt, wer das öffentliche Leben lahm lege, schade nur sich selber. Er sitzt an seinem Schreibtisch und spricht ruhig, neben ihm ist die Staatsflagge aufgestellt. Auch Hinkeldey redet. Er teilt die Neuordnung einiger Ministerien mit und sagt zum Schluss, dass auch die Büroleiterin des Regierungschefs suspendiert worden sei, weil sie in unverantwortlicher Weise mit dem ebenfalls suspendierten Innen-

minister zusammengearbeitet habe.

Bis Gesine begreift, dass sie gemeint ist, vergeht eine Weile. Grau liegt der Schnee in ihrem Garten, und was weiter im TV gesagt wird, hört sie nicht. Ja, sie hatte schon einmal daran gedacht aufzuhören, aber über den Zeitpunkt hätte sie entschieden.

Rausgeschmissen.

Gesine sieht ihr Foto an jenem Tag noch öfter im Fernseher und erschrickt jedes Mal. Abends stellt sie den Apparat ab und traut sich nicht, das Haus zu verlassen. Sie ist gebrandmarkt, eine Schuldige. Die dreibändige Prachtausgabe über Gärten schiebt sie vom Tisch. Die Bücher schlagen auf den Ecken auf, brechen am Rücken. Vor ihr liegen nur noch Gartenpläne und ein Stift. Damit kritzelt Gesine auf die sonst peinlich sauber gehaltene Tischplatte.

Rausgeschmissen. An den Pranger gestellt.

Die Leere in ihr hält einige Tage an. Sie isst kaum etwas und wartet auf Kollbergs Anruf: „Es tut mir leid, dass ich Ihnen so gekommen bin, aber das Ganze ist ein Bluff gewesen, um letzte Beweise gegen Hinkeldey in Händen zu haben.“ Oder: „Gut, dass Sie nicht miterleben mussten, was hier in den letzten Tagen los war. Ich musste Sie vor Hinkeldey schützen, aber es ist ausgestanden, der Dienstwagen ist schon unterwegs zu Ihnen. Gesine, kommen Sie.“ Oder: „Wissen Sie, wie ich Sie hier vermisse? Nichts funktioniert ohne Sie. Mögen Sie wiederkommen, wenn das Theater hier vorbei ist?“

Aber niemand ruft an, nur einmal klopft die Witwe an die Tür und fragt, ob alles in Ordnung sei. Gesine lässt den Fernsehapparat wieder laufen. Von ihr spricht niemand mehr.

Gesine wagt sich an einem kalten Februartag aus dem Haus. Sie muss einkaufen. Wegen der Unruhen öffnen nur wenige Geschäfte; sie werden vom Militär geschützt, wäh-

rend Polizei auf den Straßen patrouilliert. Sechsmal hat Gesine ihren Ausweis vorzuzeigen. Sie traut sich dann zu Kollbergs Eltern. Der General a. D. schläft tief, die Pflegeschwester sagt, wegen der vielen Aufregung in den letzten Wochen gebe sie ihm ein starkes Beruhigungsmittel. Frau Kollberg sitzt mit verweinten Augen in der Küche, vor sich einen Stapel Zeitungen und den laufenden Fernseher.

„Ich versteh das alles nicht, was passiert denn jetzt?“

Der Regierungschef hält eine Fernsehansprache. Er fordert Deutsche und Muslime zur sofortigen und bedingungslosen Einhaltung der Gesetze auf. Er schlägt dem Führer der Muslimischen Union ein Gespräch vor. Man werde das Zusammenleben neu ordnen müssen, aber das könne nur in Ruhe geschehen. Auch über die Freigabe der Leiche des Akim Sürücy werde man reden können.

„Warum sagt er das, was meint der Junge damit?“, fragt die alte Kollberg.

Die Antwort von Einhar Sürücy auf Kollbergs Ansprache folgt fünf Minuten später auf einem anderen Kanal: Bevor man sich an einen Tisch setzen könne, müsse Hinkeldey zurücktreten.

Die Antwort aus dem Sicherheitsministerium folgt wenige Minuten später: Hinkeldey droht, die Muslimische Partei Europas wegen Verfassungsfeindlichkeit zu verbieten.

Gesine will nach Hause. Sie fürchtet neue Unruhen auf den Straßen. Aber es gibt kein Inferno, im Gegenteil. Die Menschen sitzen zu Hause vor ihren Fernsehern und beobachten das Geschehen wie einen Fortsetzungskrimi.

Gesine wartet nicht mehr darauf, dass Kollberg anruft und sie ins Amt zurückbittet. Sie lässt sich in einen Gartenmarkt fahren und kauft, was sie mit dem Einkaufswagen fortbewegen kann: Werkzeuge, Saattüten, Stauden, Dünger. Sie würde am liebsten auch Steine kaufen, um die Mauer um

den Garten aufzustocken.

In den nächsten Tagen ist sie wieder im Gartenmarkt und sucht sich kleine Bäume, Heckengehölze, Büsche, eine Teakholzbank mit den dazugehörigen Stühlen aus und lässt alles anliefern. Ende Februar sind die Temperaturen ungewöhnlich mild, Gesine ist so lange im Garten, wie es hell bleibt. Sie legt Wege und Beete an. Nach kurzer Zeit kann sie mit der Schubkarre umgehen, immer mehr Last bewegen. Die geschwollenen Hände schützt sie mit Handschuhen. Abends liegt sie in der Badewanne, erst nach langem Einweichen lösen sich die Dreckränder um ihre Fingernägel. Sie denkt an Kollbergs Eltern und an Kollberg selbst. Was er jetzt macht, wer das Büro leitet. Hinkeldeys Leute? Der Versuchung, den Fernseher anzustellen, widersteht sie.

„Das Land ist in Unruhe“, sagt der Großmama.

„Die Dinge sind nun in Bewegung“, sagt der Anwalt.

„Wir können den Boden, der uns trägt, unter den Füßen verlieren.“ Der Großmama beugt sich zum Teppich und küsst ihn.

„Wer hätte es unlängst für möglich gehalten, dass wir Muslime kurz davor stehen, unseren Bruderzwist zu beenden? Dass wir als Schiiten und Sunniten hier eine Heimat und kein Asyl finden? Diese Dinge geschehen und es ist an der Zeit, dass der Großmama zu den Gläubigen wie zu den Ungläubigen kräftige und klare Worte spricht. Er wird die Zauderer ermutigen und die Mutigen beflügeln. Die Ungläubigen sollen endlich begreifen, dass unser Leben vom Glauben an einen Gott, vom Gebet, dem Fasten im Ramadan, der Pilgerfahrt nach Mekka und dem Almosengeben bestimmt ist. Die Ungläubigen haben Gesetze, die sie sich erfinden, wir haben die Scharia, das immergültige Gottesrecht. Der letzte große Schritt zur Einheit der Gläubigen wird deshalb sein,

dass wir nicht mehr den Gesetzen der Ungläubigen folgen, die uns täglich zwingen, den Koran zu beleidigen, die Scharia zu verletzen und Allah zu spotten. Der Großimam wird sagen, dass fortan kein Muslim etwas anderes als die Scharia achten muss. Wir haben unsere Friedensrichter, unsere Sittenwächter und unsere Glaubenswächter. Sie bringen uns den Frieden und bewahren uns vor einer Kultur, die nie die unsere gewesen ist. Ihre Kultur lebt von der Verführung, von Hass, Neid und Zwietracht. Ist das Allahs Wille? Sie begreifen nicht, dass sie von unheilbaren Krankheiten zerfressen sind. Ihre Welt ist ohne Gott, ohne Jenseits, ohne Väter und ohne eine Vorstellung von dem, was Freiheit bedeutet. Der Großimam wird fragen, wie ein Körper ohne Seele leben kann, ein Staat ohne Glauben? Sie begreifen nicht einmal, dass ein Land denen gehört, die es mit Leben erfüllen. Sie glauben, mit ihrer Technik jedes Problem lösen zu können, aber sie scheitern schon an ihrer Kinderlosigkeit. Sie verstecken sich hinter tausendjährigen Domen und Burgen, aber es sind nur leblose Steine wie ihre leblosen hübschen Städte. Der Großimam wird den Ungläubigen nicht den Krieg erklären und ihnen auch nicht mit Vertreibung drohen. Aber sie sollen wissen, dass ein jedes seine Zeit hat und danach müssen sie sich richten. Der Großimam wird die Leiche meines toten Bruders fordern. Akim ist für den Sicherheitsminister eine Trophäe, und solange er sie besitzt, glaubt er sich als Sieger über die Muslime. Der Großimam wird auch den Rücktritt des Sicherheitsministers fordern. Dieser hat für beides einen Tag Zeit. Lässt er sie ungenutzt verstreichen, wird der Großimam alle Gläubigen dazu aufrufen, ihre Arbeit niederzulegen. Busse und Züge werden nicht mehr fahren, Supermärkte nicht mehr beliefert werden, unsere Ärzte werden keinen Ungläubigen mehr behandeln, kein Muslim wird mehr in den Verwaltungen der Ungläubigen arbeiten. Und denen, die schon lange in Zweifeln leben, wird

der Großimam die Worte unseres großen Dichters Maulana Rumi zurufen: ‚Ob du Muslim bist oder Christ, Zarathustrier oder Ungläubiger, komm zu uns! Wenn du auch tausendmal deinen Reueschwur gebrochen hast, komm zu uns!‘ Der Großimam wird den Ungläubigen die Hände reichen und sie werden die Furcht vor dem Staat verlieren. Sie werden sich selbst reinigen und ihre Städte vom zerstörerischen Tand befreien. Sie werden ihr Leben dem rechten Glauben unterwerfen und Frieden finden. Der Großimam wird ihnen sagen, dass sie diesen Frieden dann durch eigene Kinder bewahren wollen. Und dass hier der Islam reiner gelebt werden wird, als es jemals geschehen ist.“

Für Cordelia ist das Frühjahr eine schlimme Zeit. Sie hat ständig Angst, von irgendeinem Journalisten als Geliebte Akims und Mitarbeiterin des Sicherheitsministeriums entdeckt zu werden. Sie verlangt von Hinkeldey besonderen Schutz.

„Was willst du?“, fragt er. „Kein Mensch ist dir auf den Fersen, niemand interessiert sich für dich.“

„Ich möchte nach Teheran fliegen.“

„Man sollte bei Unwetter nicht fliegen“, antwortet Hinkeldey.

„Dann nach Kanada.“

„Seit wann interessiert dich Kanada? Du liebst die Wärme und dort ist es viel zu kalt. Wenn du unbedingt reisen willst, lass dich mit einem Taxi zu Einhar Sürücy bringen und vernebele ihm den Kopf.“

„Den wirst du nicht los“, sagt Cordelia.

„Möglich, aber er wird mich auch nicht los.“

Stromausfall unterbricht ihr Telefonat. Zum wievielten Mal in letzter Zeit sitzt sie ohne Licht und Warmwasser in ihrer Wohnung? War es wieder ein Anschlag? Die Heizung

stellt sich ab, zum Glück ist das Klima für April mild. Cordelia steckt Kerzen an und blickt aus dem Fenster. Auch die Straßenlaternen sind dunkel. Wie lange braucht das Militär dieses Mal, um die Kreuzungen zu besetzen? Werden Jugendgangs bei ihren Plünderungen die Hoheit über maskierte Soldaten und Wasserwerfer der Polizei erlangen? Werden wieder hunderte Autos in Flammen aufgehen? Seit Akims Tod ist diese Stadt eine andere geworden und Cordelia fragt sich immer dann, wenn draußen die Sirenen heulen, welchen Anteil sie daran hat. Schlimmer als diese Frage ist, dass sie hier ausharren muss. Dass sie nicht in ein Flugzeug steigen kann, um für eine Weile dem Hexenkessel zu entkommen.

„Ich brauche dich jetzt hier, bleib in deiner Wohnung“, ist die stets gleiche Antwort von Hinkeldey.

Sie sieht unförmige Schatten auf der Straße. Manche bewegen sich langsam, andere schnell, einige sind groß, andere unscheinbar. Cordelia beugt sich dicht an das Fenster. Gestreifte Gestalten springen und schlagen aus, dann erkennt sie Tiere mit weißem Fell, Bergziegen, die gehetzt umherlaufen. Sie hört Schüsse, flach über der Straße abbrennende Feuerwerkskörper versetzen die Tiere in Panik. Schwarzmaskierte brennen einen Böller nach dem anderen ab.

Bei Tageslicht ist das Ausmaß der Hetzjagd zu sehen, überall liegen verendete Tiere herum: Zebras, Affen, Strauße, Ziegen. Die Nachrichten erwähnen den Überfall einer Jugendgang auf den Zoo erst am Ende der Sendung. Aufmacher sind Bilder von der blutigen Erstürmung des besetzten Flughafens.

„Sieben tote Jugendliche, zehn verletzte Polizisten, ein Sachschaden in mehrstelliger Millionenhöhe, das ist die Bilanz dieser Nacht“, sagt der Moderator. „In Terminal Eins wurde Feuer gelegt, die Hallen Zwei und Drei sind völlig verwüstet. Der Polizeisprecher sagte unserem Reporter vor

Ort: „Was wir hier erleben, ist eine neue Dimension der Gewalt. Die Täter sind – wie bei den Ausschreitungen der vergangenen Tage – ausschließlich Jugendliche. Aber dieses Mal lieferten sich nicht rivalisierende Gangs Straßenschlachten, um ihre Bezirke zu behaupten. Sonst miteinander verfeindete Gangs stürmten gemeinsam das Flughafengebäude.“

Der Moderator kommt zu eigenen Schlussfolgerungen: „Wieder einmal zeigen sich die fatalen Folgen einer Entscheidung des Sicherheitsministers, alle Schulen, Sportvereine und Freizeitparks zu schließen. Seitdem ist nicht, wie angekündigt, Ruhe auf unseren Straßen eingekehrt, sondern Anarchie. Man muss sich fragen, ob das Absicht ist. Ob dieses Land bewusst von Halbwüchsigen an den Abgrund gedrängt werden soll. Ob sich politische Kräfte dieser hemmungslosen und verwahrlosten Jugendlichen bedienen, um ihre Interessen durchzusetzen. Denn diese vierzehn- und fünfzehnjährigen Chaoten sind weder religiös noch politisch orientiert. Hören Sie selbst, was einer der Anführer über seinen nächtlichen Auftritt am Flughafen zu sagen hat.“

„Ej, Spaß muss sein.“

„Das Flughafengebäude wurde von vier Seiten angegriffen. Wie ist es euch gelungen, die Sicherheitsanlagen zu umgehen?“

„Glaubst, wir sind blöd?“

„Was ist der Sinn der Aktion, habt ihr eine Botschaft?“

„Arschloch.“

Der Moderator ist wieder zu sehen: „Uns ist es gelungen, den ehemaligen Innenminister vor die Kamera zu bekommen. Wie bewerten Sie die momentane Lage?“

„Es ist für jedermann offensichtlich, dass die Sicherheit in diesem Land außer Kontrolle gerät. Die Ausschreitungen von Jugendgangs in den letzten Tagen zeigen ganz deutlich eine Tendenz. Die Banden in den verschiedenen Städten

suchen sich Ziele, um die Infrastruktur des Landes zu treffen. Sie treten gemeinsam auf. Sie haben exakte Pläne und sind logistisch hervorragend ausgerüstet. Sie führen Scheingriffe gegen Objekte wie den Zoo, um dort möglichst viele Ordnungskräfte zu binden, schlagen aber dann ganz woanders richtig zu.“

„Helfen Sie mir und unseren Zuschauern: Wir reden hier von Halbwüchsigen, die aus Langeweile losziehen und nicht von Terroristen, die einen Staat bedrohen wollen?“

„Das sehe ich nicht so. Die Tatausführenden sind Jugendliche, das stimmt, aber welchen Überfall sie wann und wie durchführen, das organisieren Ältere, nämlich Studenten, denen das Sicherheitsministerium ebenfalls verwehrt, in ihre Universitäten zu gehen.“

„Sie halten die Ausschreitungen also für eine Frustration?“

„Nein, ich halte sie für die Vorstufe einer politischen Bewegung, die sich gegen massive Verwerfungen in der Gesellschaft richtet. Es ist ein erstes Ventil.“

„Das sich wogegen richtet?“, fragt der Moderator nach. „Ich meine, wir haben doch nur noch eine Handvoll Jugendliche.“

„Die Gangs sind längst nicht mehr ethnisch getrennt, im Gegenteil. Der größte Teil der Bandenmitglieder sind Migranten verschiedenster Herkunft aus der untersten sozialen Schicht. Nach ihrem Verständnis finden sie nur in den Gangs die Chance zum Aufstieg.“

„Weiß man das erst jetzt? Sie als ehemaliger Innenminister haben doch täglich mit diesem Problem zu tun gehabt.“

„Allerdings. Aber was soll ich Ihnen sagen? Vor zwanzig Jahren hat man begriffen, dass sich die Massen, über die wir reden, hierzulande überhaupt nicht integrieren lassen.“

„Was hat das nun mit den Jugendgangs zu tun?“, fragt

der Moderator.

„Sie sind entwurzelt. Die alten Werte greifen nicht mehr, die neuen Werte greifen noch nicht.“

„Was meinen Sie mit alten und neuen Werten?“

„Zum Beispiel demokratische und christliche. Mein Eindruck ist, dass die verschrieenen sogenannten Altenghettos die letzten Orte sind, in denen noch Demokratie und christliche Tradition gepflegt werden. Die Kinder deutscher Eltern, so es sie überhaupt gibt, wachsen als Technokraten auf, fragen Sie mal einen nach den zehn Geboten oder nach einem Tischgebet. Wer von denen geht zur Wahl, beteiligt sich politisch? Die Zahlen gehen gegen Null.“

„Und die neuen Werte?“

„Das ist doch längst kein Geheimnis mehr, jeder hat kürzlich den Aufruf des Großimams hören und sehen können, und ich muss Ihnen sagen, er hat recht. Wer einen Staat mit seinen Kindern am Leben erhält, hat Anspruch auf die Gestaltung des Staates. Und wenn der Großimam glaubt, in diesem Land einen reineren Islam zu leben, als es jemals geschehen ist, zeigt uns doch, wohin die Reise geht. Die Antwort des Sicherheitsministeriums, alle Schulen und Universitäten zu schließen, um den islamischen Sumpf trocken zu legen, ist völlig aberwitzig. Ich denke, Herr Hinkeldey persönlich trägt die Verantwortung für die Ausschreitungen.“

„Und das bedeutet?“, fragt der Moderator.

„Er muss zurücktreten. Der Regierungschef muss sich jetzt mit allen politisch bedeutenden Parteien zusammensetzen und eine Strategie entwickeln.“

„Auch mit Einhar Sürücy von der Muslimischen Union Europas?“

„Natürlich, auch mit ihm, er vertritt Millionen Muslime. Der Islam ist Religion und Politik in einem, das hat Herr Hinkeldey noch immer nicht begriffen. Das sieht man an den Ausschreitungen. Was nützt ihm denn sein ganzes Feindstraf-

recht jetzt? So viele Soldaten und Polizisten haben wir gar nicht, um jeden nach dem Feindstrafrecht Verdächtigen zu verfolgen.“

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche, gerade bekommen wir eine Eilmeldung“, sagt der Moderator. „In Hamburg sind vor vier Minuten mehrere Elbbrücken gesprengt worden, offensichtlich zur selben Zeit, hier die ersten Bilder. Wir sehen eingestürzte Autobahnbrücken, Polizeihubschrauber tauchen jetzt auf, man hört vom Dach unseres Hamburger Studios die Alarmsirene, und ich versuche jetzt mit unserem Kollegen vor Ort ins Gespräch zu kommen.“

Cordelia schaltet den Fernseher aus. Sie duscht mit lauwarmem Wasser und isst danach vom abgepackten Weißbrot. Cordelia geht auf und ab, bleibt am Fenster stehen. In rote Schutzanzüge gekleidete Männer sammeln die Tierkadaver von der Straße. Sie fühlt sich eingesperrt, sie will raus aus der Wohnung, aus der Stadt, aus dem Land. Akim Adonis fehlt ihr.

Im Mai trifft sich Kollberg in Begleitung von Hinkeldey mit den Regierungschefs von Frankreich und den Niederlanden in einem kleinen Hotel an der Nordsee. Sowohl der anhaltende Streik von Muslimen, die im öffentlichen Dienst beschäftigt sind, als auch die Ausschreitungen der Jugendlichen bedrohen die innere Sicherheit in den drei Ländern erheblich. Regelmäßig kommt es nach Anschlägen zu Ausfällen von Strom und Wasser. Etliche Lebensmittelmärkte, Tankstellen, Apotheken und Arztpraxen sind geschlossen. Technisch hoch ausgerüstete Spezialtruppen der Polizei kämpfen erfolglos gegen eine zahlenmäßig weit überlegene Guerilla. Teile der Landesverwaltungen sind lahmgelegt, diejenigen die noch arbeiten, werden vom Militär beschützt.

Der französische Regierungschef bekommt zuerst das Wort. Die Muslimische Union sei in erster Linie ein deutsches Problem, dort sei diese Gruppierung entstanden, von dort aus agieren deren führende Köpfe. Frankreich sei in die Unruhen nur deshalb hineingezogen worden, weil man von deutscher Seite kein Konzept für den Umgang mit der Muslimischen Union habe. Um größere Destabilisierungen im Herzen Europas zu vermeiden, sei Frankreich dennoch der Einladung gefolgt. Für ihn, sagt der Regierungschef, stelle sich die entscheidende Frage, ob die Muslimische Union eine terroristische Vereinigung sei und entsprechend bekämpft werden müsse, oder ob es sich um eine Partei wie jede andere handle. Wie dieser Teufelskreis aufzubrechen sei, bleibe ihm allerdings schleierhaft, denn der Islam und die Demokratie seien nicht kompatibel.

Worauf der niederländische Regierungschef einwirft, dass sich die Muslimische Union auch aus französischen Aktivisten rekrutiere, auch solchen, die Frankreich abschiebe und die dann in den Niederlanden oder in Deutschland wieder auftauchen.

Hinkeldey beklagt die schlechte Zusammenarbeit von Polizei und Militär in den europäischen Ländern. Bevor man von der jeweils entstandenen Lage zu Grundsatzdebatten gezwungen werde, könne man mittels konzertierter Polizeimaßnahmen unangenehme Entwicklungen stoppen. Er wolle ein Beispiel nennen. Nach dem kürzlichen Aufruf des Großimams, der beinhalte, Muslime aus der ganzen Welt sollen nach Deutschland kommen, um den Gottesstaat aufzubauen, seien Scharen von Muslimen unterwegs. Sie kommen über Frankreich, die Niederlande, Italien, Polen und Dänemark.

Die Leute seien bereits da, andere, vielleicht Millionen, auf dem Weg. Jetzt sei nicht mehr viel mit Sicherheitsmaßnahmen auszurichten. Für ihn stelle sich deshalb die Frage, ob die Existenz des Staates mit herkömmlichen Mitteln und

Methoden überhaupt noch zu garantieren sei.

Die Deutschen hätten eigentlich nur machen müssen, was jeder normale Mensch auf der Welt mache, nämlich Kinder kriegen, dann gäbe es diese Probleme gar nicht, sagt der französische Regierungschef.

Hinkeldey entgegnet, dass Polemik nun auch nichts nütze, worauf der Franzose auflacht und sagt, Hinkeldey liefere mit seinen ominösen Frauenpensionen doch allen Grund zu Polemik.

Der Sicherheitsminister grinst: Man könne natürlich auch trefflich darüber streiten, ob es philanthropisch sei, dass Frankreich seinen Menschenbedarf noch heute aus seinen ehemaligen Kolonien rekrutiere. Aber er kehre auch gern zur Sache zurück und schlage vor, die nationalen Polizeien Deutschlands, Frankreichs und der Niederlanden aufzulösen, um eine Truppe mit Geltungsbereich für die drei Länder zu schaffen. Strafrecht und Strafgesetz seien ohnehin schon weitgehend einheitlich.

Bis auf die entscheidende Frage, sagt der französische Regierungschef, wenn nämlich die Muslimische Union eine terroristische Vereinigung wäre, könne man über den deutschen Vorschlag reden, verkörpere sie aber eine verfassungskonforme Partei, dann benötige man keine supranationale Polizei.

Die Muslimische Union lasse sich nicht mehr als terroristisch qualifizieren, sagt der niederländische Staatschef, der Zug sei längst abgefahren.

Das glaube er nicht, widerspricht Hinkeldey. Man könne auch das Militär zu einer Streitkraft zusammenlegen, das sei ohnehin viel kostengünstiger und effektiver.

Das bedeute, einen Bürgerkrieg in Kauf zu nehmen, wendet Kollberg ein.

Solle Frankreich wegen der Muselmanen am Ende seine Souveränität aufgeben, fragt der Regierungschef aus Paris.

Das wäre immerhin ein fruchtbarer Ansatz, sagt Kollberg, eine Art Christliche Union, bestehend aus diesen drei Ländern.

Das sei Bürgerkrieg mit anderen Mitteln, sagt der französische Regierungschef, denn wenn es eine Christliche Union aus den drei Ländern gäbe, die sich nur deshalb bilde, um ihre Werte zu retten, würde die Muslimische Union allein schon wegen ihres Zulaufs in kürzester Zeit zu einem muslimischen Staat im Staate werden. Es bleibe dabei, die Werte der Muslime seien mit denen demokratischer Staaten nicht kompatibel. Das Problem lasse sich bestenfalls von einer Polizei wie vorgeschlagen für eine Weile deckeln.

Was passiere denn, gibt Kollberg zu bedenken, wenn man der Muslimischen Union wie gefordert eigene Schulen, die eigene Sprache, eigene Krankenhäuser lasse. In den USA haben die Einwanderer eigene Städte und leben dennoch mit den anderen relativ spannungsfrei zusammen.

Hinkeldey überrascht der Einwand, von Kollberg erwartet er eine andere Linie. Der Sicherheitsminister weist seinen Chef darauf hin, dass es in den USA eine Vielzahl von Einwanderern unterschiedlichster Herkunft gebe, Chinesen, Mexikaner, Brasilianer, Russen, Deutsche usw. Die stellen aber das amerikanische System nicht in Frage, wie es die Muslime tun.

Wenigstens darin sei man sich nun einig, sagt der französische Regierungschef. Die Muslimische Union könne als demokratische Partei nicht anerkannt werden.

Als was dann, will der niederländische Regierungschef wissen. Solle sie als Glaubensgemeinschaft anerkannt werden oder politisch.

Wenn der deutsche Sicherheitsminister Eskalation fürchte, warum, das frage er sich nicht nur als französischer Regierungschef, sondern auch als Mensch, warum habe er dann immer noch nicht die Leiche dieses Akim Adonis

herausgerückt? Das bringe die Muslime auf die Palme. Und warum suche er nicht das Gespräch mit Anwalt Sürücy.

Weil man ihn damit anerkenne, sagt Hinkeldey. Und was die Leiche von Akim Adonis angehe, sie sei schlicht und einfach abhanden gekommen.

„Wie“, sagt der französische Regierungschef. „Zerfallen? Gestohlen?“

Ob es nichts Wichtigeres gäbe, will der niederländische Regierungschef wissen.

Das sei wichtig, schließlich habe die Sache mit der Leiche die Unruhen ausgelöst, beharrt der französische Regierungschef. Zu wenig Kinder und keine Leiche.

Die Regierungschefs können sich weder über den Umgang mit der Muslimischen Union noch über eine supranationale Polizei einigen. Die Unruhen halten an, und erst, als es auch in Paris zu massiven Störungen der öffentlichen Sicherheit kommt, treffen sich die vier Politiker erneut, diesmal in einem Schweizer Luftkurort, wo Hinkeldey noch Ski laufen möchte, bevor die Sonne die Hänge schneelos macht. Die Ausflüge vergehen ihm allerdings, weil der französische Regierungschef als erstes vorschlägt, Hinkeldey solle von seinem Posten zurücktreten, damit die Proteste gegen ihn aufhören. Und wegen der verschwundenen Leiche müsse man sich etwas einfallen lassen, es gebe ja in den Kühlhäusern der Gerichtsmediziner genug Material, das man den Angehörigen unterjubeln könne.

Kollberg sagt, es sei ganz und gar nicht üblich, sich in die Personalpolitik des Amtskollegen einzumischen. Wichtiger sei die Frage, ob man nicht auch die Verwaltungen der drei Länder zusammenlegen sollte, wenn man vorhabe, eine gemeinsame Polizei aufzubauen.

Ob er keine Lust mehr auf sein Amt habe, wird Kollberg vom französischen Regierungschef gefragt. Er lässt dem

deutschen Kollegen jedoch keine Zeit für eine Erwiderung, sondern erklärt: Er sei hochmotiviert, denke aber nicht über eine Verwaltungsreform nach, sondern über eine Möglichkeit, mit dem aktuellen Problem fertig zu werden. Er habe nämlich einen Ansatz gefunden, den er, um es neidlos anzuerkennen, Herrn Hinkeldey verdanke. Er rede also vom Feindstrafrecht. Tatsächlich lassen sich damit eine Menge Elemente unschädlich machen, die sich der bürgerlichen Ordnung verweigern. Die Muslimische Union, respektive den Islam, könne man damit bislang nicht unschädlich machen. Folgerichtig gehöre das Feindstrafrecht um jene Kriterien erweitert, die auch Muslime anerkennen. Um es noch genauer zu sagen, man müsse diesen Gegner mit seinen eigenen Kindern schlagen.

Der niederländische Regierungschef unterbricht und sagt, er habe grundsätzliche Bedenken gegen so etwas wie ein Feindstrafrecht. Es bedeute Auge um Auge, Zahn um Zahn, der Stärkere gewinne, nicht aber der gewiefte Rechtsanwalt oder der loyale Staatsanwalt. Und wo bleibe der abwägende Richter. Feindstrafrecht bedeute Verhaftungen und Sondergerichte außerhalb der Rechtsordnung, also Willkür wie bei den Nazis. Die hätten mittels Feindstrafrecht regiert. Feinde seien Kriegsgefangene, Juden, Asoziale, Zigeuner oder Leute gewesen, die einen dummen Witz über Goebbels gemacht hätten. Feindstrafrecht bedeute Diktatur, und das sei mit den Niederlanden nicht zu machen.

Der französische Regierungschef bittet darum, seinen großen Landsmann, den – Attention – Aufklärer Rousseau, zitieren zu dürfen. Der habe nämlich klargestellt, dass jener Übeltäter, der das gesellschaftliche Recht angreife, nicht mehr Mitglied des Staates sein könne.

Der niederländische Regierungschef hebt abwehrend die Hände: Wenn einem Übeltäter das Recht genommen werde, mit der Gesellschaft wieder ins Reine zu kommen, was solle

dann mit diesem Übeltäter geschehen. Wolle Frankreich seine alten Strafkolonien reaktivieren und die Leute dahin abschieben? Wolle man vergasen? Es handle sich um Millionen von Menschen. Überdies sei die Muslimische Union momentan gut aufgestellt, sei kaum zerstritten und habe einen akzeptierten, charismatischen Führer. Es tue ihm leid, aber wenn Frankreich an dem Feindstrafrecht festhalte, würde diese Haltung weiterführenden Gesprächen die Grundlage entziehen. Lediglich der Forderung nach Rücktritt des deutschen Sicherheitsministers und der Übergabe der Leiche des Akim Adonis könne man zustimmen, weil sich danach auch die Situation in den Niederlanden entspannen werde.

Wie sich die Niederlande angesichts des heraufziehenden Unwetters so verhalten könne, will der Franzose wissen. Auch angesichts der Tatsache, dass in Deutschland in knapp zwei Jahren der neue Regierungschef gewählt werde.

Erfahrungsgemäß werde Regierungschef, wer zuvor Bürgermeister der Hauptstadt gewesen sei, sagt Kollberg. Und diese Wahlen stehen im kommenden Herbst an, Spitzenkandidat der Muslimischen Union sei übrigens Einhar Sürücy.

Die Regierungschefs vertagen sich erneut, nehmen sich aber noch Zeit für einen gemeinsamen Spaziergang durch den Schnee. Hinkeldey fährt Ski. Riskante Abfahrten meidet er.

Am ersten Juni tritt Hinkeldey von seinem Posten als Sicherheitsminister zurück. Seine letzte Amtshandlung besteht darin, Akim Adonis' Witwe einen Karton mit verkohlten Knochen auszuhändigen, wofür sie zu quittieren hat. Dann nimmt Hinkeldey seine neue Funktion als erster Kommissar der deutsch-niederländisch-französischen Polizeitruppe auf. Achtzigtausend Spezialisten aus den drei Ländern stehen unter seiner Führung. Hinkeldey wechselt nicht einmal

die Diensstelle. Seine erste Amtshandlungen ist Cordelias Berufung zur Leiterin der Abteilung Zwei: Subversive Abwehr. Sie nimmt das Angebot gerne an. Sie ist in Hinkeldeys Nähe und hat nach monatelangem Warten den Ehrgeiz, ihre Aufgaben gut zu erledigen.

In den großen Städten Frankreichs, der Niederlande und Deutschlands halten die Unruhen an. Sie folgen keinem berechenbaren Muster, es sind keine von Gewerkschaften organisierte Streiks, sondern spontane Arbeitsniederlegungen und Straßenblockaden, die an Akim Adonis' Vorgehensweise erinnern. Kollberg würde es schon genügen, wenn sich das Alltagsleben in der Hauptstadt normalisierte, wenn ihm Journalisten nicht jeden Tag vorwürfen, der Situation nicht gewachsen zu sein. Seinen früheren Sicherheitschef kann Kollberg nur in Absprache mit den Niederländern und Franzosen in Anspruch nehmen. Hinkeldey ist unterwegs und inspiziert seine Truppen, Kollberg blickt aus dem Panoramafenster seines Büros und fühlt sich allein.

Gesine sitzt auf ihrer Gartenbank und atmet tief die blütenschwere, laue Luft. Sie ist zufrieden. Jede ihrer Pflanzungen ist angewachsen. Die Kirschbäumchen rechts und links neben der Bank, der Wein an der alten Mauer, die Blüte der Narzissen und Tulpen in halbkreisförmigen Beeten um eine Brunnenschale ist schon vorbei, Kletterrosen an verzierten Eisenbögen knospen. Sie hat in den letzten Monaten zahllose Schubkarren mit Erde bewegt, gegraben, gesiebt, gedüngt, gepflanzt und gewässert, an jedem Tag bei jedem Wetter.

Gesine wird an einem sonnigen Tag von Kollberg besucht. Sie hat eine Heckenschere in der Hand und sagt verwundert: „Herr Doktor.“

„Machen Sie sich keine Umstände, ich wollte nur einmal bei Ihnen vorbeischaun.“

Gesine bittet ihn zur Bank: „Schön, dass Sie sich an Ihr Versprechen erinnern.“

„Welches Versprechen?“

„Den Garten anzuschauen.“

„Sind das Gladiolen?“

„Rittersporn“, sagt Gesine. „Ich liebe das Blau.“

„Schön haben Sie es hier.“

„Möchten Sie einen Tee, Herr Doktor?“

„Nein nein. Nur keine Umstände. Bleiben Sie einfach hier sitzen.“

Gesine wartet darauf, dass Kolberg weiterredet, aber er hält sein Gesicht in die Sonne. Er ist nicht gut rasiert, denkt sie.

„So sind das noch angenehme Temperaturen“, sagt er. „Mir graut schon vor dem Hochsommer. Vierzig Grad draußen, achtzehn im Büro und ständig erkältet wegen der Klimaanlage.“

Gesine verbirgt ihre von der Gartenarbeit schmutzig gewordenen Finger.

„Sie sind gut beieinander. Wir haben uns ja einige Wochen nicht gesehen.“

„Sechs Monate nicht, Herr Doktor.“

„Ach ja?“ Er lächelt ihr versöhnlich zu.

„Warum haben Sie sich in der Zeit nicht einmal gemeldet?“, fragt Gesine.

„In unruhigen Zeiten telefoniert man besser nicht mehr als nötig.“

„Sind die Zeiten jetzt sicherer?“

Kollberg schweigt und pflückt vom Rittersporn eine Rispe: „Ich möchte Sie einladen“, sagt er und lässt wieder eine lange Pause folgen. In den Bäumen singen Drosseln. „Ich würde mich freuen, wenn Sie wieder bei mir arbeiten.“

„Vor einem halben Jahr hat sich das anders angehört.“

„Bedauerlich“, sagt er und reicht ihr den Rittersporn.
„Ein falscher Zungenschlag. Es wird nicht mehr passieren nach der Neuordnung der Regierungsbehörde.“

„Was darf ich darunter verstehen, Herr Doktor?“

Kollberg holt tief Luft: „Die Büroleitung beispielsweise ist jetzt direkt dem Sicherheitskommissariat unterstellt.“

Gesine schüttelt den Kopf.

„Warum das Misstrauen? Sie wissen so gut wie ich, dass es manchmal Zwänge gibt, denen sich selbst der liebe Gott beugen muss.“

„Es hat in diesem Frühjahr zu wenig geregnet“, sagt Gesine. „Wenn ich nicht gießen würde, gäbe es hier nur die halbe Pracht.“

„Ich biete Ihnen an, die Regierungsarbeit nach außen darzustellen.“

„Also Pressesprecher?“, fragt Gesine.

„Nennen Sie es Medienkoordinator. Eine sehr wichtige Position. Ein falsches Wort in einem Statement, eine falsch beantwortete Journalistenfrage und schon haben wir Ärger.“

„Ich soll also wieder Reden schreiben“, sagt Gesine enttäuscht.

„Ich kenne niemanden, der es besser macht als Sie. In gewisser Weise bin ich also auf Sie angewiesen. Ich kenne Ihre Loyalität. Sie hätten sich von den Medien ebenso verführen lassen können wie der ehemalige Innenminister. Man sagt, der gute Mann plaudere gegen Geld aus dem Nähkästchen.“

„Und was glauben Sie?“, fragt Gesine.

„Den Glauben sollte man sich irgendwann abgewöhnen. Aber wegen einer Grundsatzdebatte bin ich nicht hier, wenn ich das sagen darf.“

Gesine dreht den Rittersporn und fragt nach Kollbergs Eltern.

„Meine Mutter macht mir Sorgen. Mein Vater ist stabil. Ich habe jetzt zwei Pflegeschwestern im Hause.“

Eine Stunde sitzen beide im Garten, dann nimmt Gesine an.

Am ersten Arbeitstag erfährt Gesine, dass sie keinen direkten Zugang mehr zu Kollberg hat, dass ihr Büro ein Stockwerk unter der Chefetage liegt, dass sie in einem Einzelzimmer sitzt, was nicht als Privileg, sondern als Makel zählt, dass sie der Abteilung Zwei untersteht, die von Cordelia geleitet wird. Von dort bekommt sie ihre Themen wie: Die Seniorenwohlfahrt – ein Hauptaugenmerk der Regierungsarbeit. Oder: Eigenverantwortung – Neues Denken braucht das Land. Dazu hat Gesine innerhalb weniger Stunden Statements zu liefern, die aber nicht sie den Medien vortragen darf.

Gesines Mitarbeiter sind Rädchen in dem System, in das sie montiert worden sind – sie funktionieren. Sie sitzen bereits vor ihrer eigentlichen Arbeitszeit in den gläsernen Büros und rufen sich bei offenen Türen Aktenzeichen und Stichworte zu. Manchmal auch Fußballergebnisse oder die neuesten Fitnessprogramme. Gesine hört aber auch Erfahrungsberichte über besonders geeignete Haarentferner für den Intimbereich. Sehen kann Gesine ihre Mitarbeiter in der Kantine. Männer mit gebräunter Haut und gegeltem Haar sitzen an blauen Tischen, Frauen in bunt bedruckten Röcken oder grauen Stoffanzügen sitzen an grünen Tischen. Sie sprechen laut miteinander, lachen unbeherrscht, kippen mit den Stühlen und lassen Geschirr fallen. Gesine fühlt sich an Gymnasiasten erinnert, die in der Mensa endlich flegeln können. Dabei sind ihre Mitarbeiter so alt wie sie selbst, dreißig, fünfunddreißig Jahre. Halbwüchsig Gebliedene, die sich selbst genug sind, denkt Gesine. Jede Stunde, die sie im

Amt und nicht im Garten verbringt, tut ihr leid.

Im Spätsommer lässt die flapsige Stimmung im Amt nach, in der Hauptstadt beginnt der Wahlkampf. Drei Kandidaten stellen sich zur Wahl als Bürgermeister, die Vorsitzende der Seniorenwohlfahrt, der amtierende Bürgermeister aus der Regierungspartei und der Anwalt Sürücy. Mit heiklen Angelegenheiten wird Gesine nicht betraut, sie schreibt Einweihungsreden für Kollberg. Zwei Wochen vor der Wahl bemerkt Gesine, dass sich ihre Mitarbeiter nicht mehr mit einem Schlag auf die Schulter oder Küsschen auf die Wange begrüßen, sondern mit der Frage: „Läuft er ins Messer?“

Worauf stets die Antwort folgt: „Er läuft ins Messer.“

Einhar Sürücy gewinnt die Wahl mit deutlichem Vorsprung. Am Tag danach erzählen Gesines Mitarbeiter in der Kantine, dass Hinkeldey noch am Wahlabend Kollberg für das desaströse Ergebnis verantwortlich gemacht habe. Alle Mitarbeiter müssen dann eine Liveansprache Hinkeldeys im TV ansehen. Der Sicherheitskommissar fordert vom künftigen Bürgermeister der Hauptstadt hundertprozentige Verfassungstreue. Sollte Einhar Sürücy auch nur eine seiner Ankündigungen, etwa das Ordnungsrecht zu ändern, in die Tat umsetzen, würde der Ausnahmezustand für die Hauptstadt verhängt.

Einhar Sürücy erklärt daraufhin, dass er sich von niemandem erpressen lasse.

Noch am gleichen Tag tritt Kollberg als Regierungschef zurück und Hinkeldey verkündet den Ausnahmezustand nach geltendem Feindstrafrecht.

Jede der Plankarten ist zwei Meter lang. Einhar Sürücy, Anwalt und neuer Bürgermeister der Hauptstadt, und sein Bruder Murat schieben mehrere Tische zusammen, rollen die Karten aus, um sie den beiden Besuchern im Zimmer präsentieren zu können. Auf den Karten sind sämtliche Gebäude, Grünflächen und Bäume der überwiegend von Muslimen bewohnten Stadtbezirke dargestellt. Grün schraffierte Immobilien gehören bereits der Immo-Islamia, einer Tochterfirma von Murats Bauunternehmen. Gelb schraffiert sind Verhandlungsobjekte. Der Anwalt zeigt auf die roten Felder und sagt: Das sind unsere Problemfälle. Diese Objekte gehören Privatleuten, die nicht verkaufen wollen, oder dem Land oder stehen unter Denkmalschutz.

„Denkmalschutz?“, fragt der kleinere Scheich lakonisch.

Der andere Scheich fragt, wie viel Prozent rot sei. Der Anwalt zieht die Übersichtskarte hervor und sagt: „Etwa dreißig Prozent. Dumm ist nur, dass Rot mit schöner Regelmäßigkeit inmitten von Grün liegt.“

Murat Sürücy legt ein Maßstabslineal an: „Wir haben nirgendwo mehr als achtzig Meter straßenseitig und fünfzig Meter Tiefe, ohne auf ein Hindernis zu stoßen. Wir brauchen aber mindestens die doppelten Flächen, um halbwegs sinnvoll bauen zu können. Am besten wäre der Flächenabriss. Weg mit diesen Schnörkelhäusern, sie gehören nicht zu unserer Kultur.“

„Zum Glück gibt es jetzt einen fähigen Bürgermeister“, sagt der kleinere Scheich grinsend.

Die beiden Araber vertreten einen weltweit agierenden Investmentfonds. Einhar Sürücy ist froh, derart einflussreiche Männer für das erste rein islamische Wohnquartier inmitten der Hauptstadt interessiert zu haben. Er muss offen und geschickt argumentieren.

„Wir haben beispielsweise zwei Kirchen“, sagt sein Bruder, und zeigt den Scheichs die Kreuze auf einer der

großen Karten. „Die Gemeinde hat sie aufgegeben und will sie verkaufen. Der Denkmalschutz aber sagt, die Gebäude müssen erhalten bleiben. Was sollen wir mit Backsteinkirchen?“

„Badehäuser“, sagt der größere Scheich, „das sind doch wunderbare Badehäuser.“

„Daran habe ich nicht gedacht.“ Murat dreht sich zur Wand, an der eine Computeranimation eines der geplanten Quartiere aus der Vogelperspektive zeigt. Lediglich die alten Straßenführungen sind erhalten geblieben. Anstelle der Hinterhofbebauung steht als Zentrum eines jeden Quartiers eine mittelgroße Moschee umgeben von Koranschule, Frauenhaus und Kindergarten. Gebäude wie Supermärkte, Tankstellen und Schulen sind Manufakturen gewichen, in denen Jugendliche traditionelle Berufe erlernen. Textilien, Keramik und Glaswaren sollen dort hergestellt werden. Es gibt ein Kino und einen Fußballplatz und im angrenzenden kleinen Park liegt das Altenheim. Straßenseitig sind die Wohnhäuser aus der Gründerzeit schlichten Gebäuden gewichen. In ihnen sind ebenerdig Büros, Internetcafés, Teestuben, Arztpraxen und Anwaltskanzleien untergebracht.

„Eine Kirche sieht leider immer wie eine Kirche aus“, bedauert der Bauunternehmer.

„Die Stadt wird über kurz oder lang eine islamische Metropole“, sagt der Bürgermeister. „Leider geht das nicht so schnell, wie ich mir das wünsche, und die Früchte sind nicht sofort zu ernten. Aber wir setzen jetzt Zeichen, die man in der ganzen Welt versteht. Es ist also wichtig, dass wir bei alledem unabhängig von den Banken in Tokio oder New York sind.“

Der kleinere Scheich streicht über die Karte, die Begeisterung ist ihm anzusehen: „Hat unser Prophet nicht alles vorausgesagt? Und wie viele Städte, die sündig waren, zerstören wir von Grund auf und erwecken nach ihnen ein

anderes Volk. Und da sie unseren Zorn verspürten, siehe, da flohen sie vor ihm.“

Der andere Scheich bleibt zurückhaltend: „Diese Stadt zu Allahs Lob umzubauen, muss jeden Gläubigen in heiligen Eifer versetzen. Aber hier gilt das Feindstrafrecht. Können nicht jederzeit ihre Soldaten aufmarschieren? Das Geld ist für uns kein Problem, wir bestimmen mit unseren Fonds schon lange die Spielregeln.“

Der kleinere der Scheichs sagt: „Wir kaufen beispielsweise noch heute einer Bank die Kredite zweier Großunternehmen ab. Übermorgen sind wir in Hongkong und kaufen die Kredite der größten asiatischen Werft. Die Kredite des Rotterdamer Hafens sind genauso bei uns wie die von Millionen einzelner Immobilienbesitzer.“ Er säuselt, als wäre es ein Liebesgeständnis: „Wir entscheiden, was bleibt.“

„Wir könnten uns das Leben leichter machen“, sagt der Bürgermeister, „wenn der Großimam erklärt, und er ist eine unangefochtene Autorität, dass sich ein Feindstrafrecht auf Muslime gar nicht anwenden lässt, weil unser Glaube Gott und nicht einem Staat gilt und weil wir im Sinne der Ungläubigen weder eine Partei noch eine Religion oder eine Sekte sind. Wir würden die letzten Zauderer unter uns beruhigen können, aber es wäre strategisch unklug. Besser ist es, wenn unsere Union in jeder deutschen Stadt christlich-muslimische Vereine gründet. Bevor wir unsere Städte gebaut haben, gibt es ein Netzwerk, dass in jede Straße einer jeden Stadt reicht. Die Deutschen lernen unsere Badehäuser und unsere Küche genauso kennen, wie das Leben des Propheten und die Scharia. Wir reichen ihnen die Hände und sie werden ihre Furcht verlieren. Irgendwann sind sie ein Teil von uns.“

„Ich möchte mir ansehen, wo gebaut werden soll“, sagt der größere Scheich, „machen wir einen Spaziergang dorthin, dabei entscheidet es sich leichter.“

Die vier Männer verlassen das Rathaus. Warmer Süd-

wind weht im November vertrocknete Blätter von den Bäumen.

Einhar Sürücy bekommt einen Anruf aus der Koranschule und bleibt, als er den ersten Satz hört, vor einem Schaufenster stehen. Der Großimam habe einen Schlaganfall erlitten und sei ins Krankenhaus gebracht worden. Es stehe nicht gut um den Großimam und er, Einhar Sürücy, möge sofort in die Universitätsklinik kommen.

„Wer unser Partner wird, braucht sich über die Finanzierung seiner Projekte keine Gedanken zu machen“, sagt der kleinere Scheich. „Wenn wir einmal dabei sind, bringen wir das zum guten Ende.“

Einhar Sürücy steigen Hitzewellen in den Kopf. Sollte der Großimam nicht überleben, wäre es eine Katastrophe. Niemand kann ihn ersetzen, sein Wort hat so viel Gewicht, dass sich die untereinander zerstrittenen Imame und Kalifen ihm beugen.

„Wo bleibst du?“, ruft Murat Sürücy seinem Bruder zu.

„Wir finanzieren am liebsten Großprojekte“, sagt der kleinere Scheich. „In Dubai bauen wir eine komplette Stadt für drei Millionen Menschen. Gestern war da noch Wüste.“

Der Anwalt geht zögernd einige Schritte und telefoniert dann mit der Klinik. Von einem Großimam wisse man in der Notaufnahme nichts, bekommt er zu hören.

„Junger Freund“, ruft der größere Scheich, „was ist mit Ihnen?“

Einhar Sürücy geht hastig einige Schritte und gibt seinem Bruder durch unscheinbare Zeichen die Situation zu verstehen: „Ich brauche eine Stunde.“

„Du kannst mich jetzt nicht allein lassen“, sagt Murat.

„Ich habe über Kinderbordelle in Deutschland gelesen. Gibt es die noch?“, fragt der kleinere Scheich.

„Die Frauenpensionen?“ Murat nickt.

„Die Deutschen sind für Überraschungen immer noch gut.“

„Halt sie bei Laune“, flüstert Einhar Sürücy seinem Bruder zu. Seine Besucher bittet er, die Unterredung für eine Stunde zu unterbrechen.

„Kann man diese Pensionen besuchen“, will der kleinere Scheich wissen.

Sein Geschäftspartner lacht auf: „Wozu das? Die deutschen Frauen sind prúde.“

„Und das?“, fragt der kleinere Scheich an einem Zeitungskiosk. „Das ganze Arsenal von deutschen Frauen. Riesenbrüste, kleine Brüste, lange Beine, blond, braun, das soll prúde sein? Was sagen Sie dazu? Sie leben hier. Sind das keine Rasseweiber?“

Murat Sürücy ist seit zwölf Jahren mit einer Frau verheiratet, die er nicht liebt, mit der er jedoch vier Kinder hat, die sein Stolz sind. Er war sein Lebtag noch nicht in einem Bordell, hat keinerlei Interesse an Hochglanzmagazinen mit mehr oder minder bekleideten jungen Frauen. Er lebt für sein Bauunternehmen, das er Jahr für Jahr vergrößern konnte. Seine Firma hat Niederlassungen in vielen Städten, in denen die Sürücy-Bau AG für ausschließlich muslimische Kunden Altenheime und Krankenhäuser baut. Frauen haben in seinem Leben keinen Platz, Murat Sürücy könnte nicht einmal einen Witz über Frauen erzählen. Und so ist er froh, dass die Araber sich ihre Fragen zu diesem Thema selbst beantworten.

„Die deutschen Frauen sind Rasseweiber, und deshalb wollen sie keine Kinder. Kinder stören die Rasse. Wer will schon fettes Fleisch sehen?“

„Gibt es diese Altenghettos noch?“, fragt der größere Scheich. „Darüber habe ich nämlich gelesen.“

„Ja“, sagt Murat. „Aber nicht mehr lange. Zumindest in dieser Stadt. Mein Bruder hat die Häuser zum Verkauf ausgeschrieben.“

„Das müssen Hunderte Häuser sein“, sagt der Scheich.

„Wer kauft die?“

„Die Seniorenwohlfahrt“, sagt Murat, „Kollberg ist dafür zuständig.“

„Welcher Kollberg?“

„Der abgehalfterte Regierungschef.“

Die beiden Scheichs lachen laut und herzlich: „Das gibt es auch nur in Germany.“

Einhar Sürücy wird an der Notaufnahme der Klinik biometrisch überprüft, er muss sagen, warum er wen besuchen will und wird dennoch abgewiesen. Von einem Großimam auf der Intensivstation wisse man nichts, er solle sich, ob Bürgermeister der Stadt oder nicht, an die Vermisstenstelle des Sicherheitskommissariats wenden.

Von seinem Dienstzimmer aus ruft Einhar Sürücy dort an und wird mit Cordelia verbunden.

Es freue sie, den Bürgermeister dieser Stadt zu sprechen, sagt sie, und womit sie dienen könne.

Der Bürgermeister verlangt Auskunft über den Aufenthaltsort des Großimams.

Ob er, Einhar Sürücy, so naiv sei und nicht sehe, in welcher Gefahr der Großimam derzeit schwebe. Nicht nur gesundheitlich, aber dafür seien Spezialisten da. Und sie sei für die Sicherheit des Großimams da, denn es wäre unverzeihlich, wenn sich Fundamentalisten welcher Couleur auch immer des Großimams bemächtigten, es könnte Unruhen geben, und die seien absolut nicht zu gebrauchen.

Unruhen würde es geben, wenn er, Einhar Sürücy, den Gläubigen mitteile, dass man den Großimam gefangen halte.

Hetzpredigten seien klare Verstöße gegen geltendes Feindstrafrecht und hätten die sofortige Internierung des geschätzten Herrn Bürgermeisters zur Folge.

Einhar Sürücy legt auf. Für eine offene Feindschaft mit

dem Sicherheitskommissariat ist es noch zu früh. Und ohne den Großmama an seiner Seite sogar selbstmörderisch.

In Gesines Garten blühen noch Astern. Arbeit hat sie zu dieser Jahreszeit kaum noch: die Rosen sind verschnitten, frostanfällige Stauden ausgegraben. Sie hat die Beete mit reichlich Rindenmulch abgedeckt und mit Kollbergs Hilfe die in Kübeln wachsenden Agapanthen und Oleandersträucher in das Treibhaus ihrer Vermieterin geschafft. Auch die beiden Zitronenbäume, die Kollberg ihr nach seinem Rücktritt geschenkt hatte. Er war das zweite Mal in den Garten gekommen, hatte die Bäumchen neben die Bank gestellt und große Mühe gehabt, Tränen zurückzuhalten. Gesagt hatte er an diesem Tage nichts, nach einer Stunde war er gegangen.

Wenn Kollberg nun kommt, wird Gesine mit ihm die Gartenmöbel in den Keller tragen und ihn bitten, die Pumpe des Springbrunnens auszubauen. Sie hat das Mittagessen vorbereitet, sie werden beide letzte Reisevorbereitungen besprechen und dann zu Kollbergs Eltern fahren, um sich zu verabschieden.

Frau Kollberg ist nicht zu beruhigen. Mit ihrer falsch herum angelegten Kittelschürze eilt sie durch die Zimmer des Hauses und sucht laut klagend die Kanne zum Blumen gießen. Die Pflegeschwester bleibt einen Schritt hinter der alten Frau und wiederholt: „Sie haben die Blumen doch gerade gegossen.“

„Hier verschwindet laufend etwas. Gestern war es mein Morgenrock, heute ist es die Kanne.“

„Die Blumen sind gegossen, schauen Sie doch, in den Untertellern steht das Wasser.“

„Warum haben Sie das da reingetan? Ich verbiete Ihnen, das zu tun. Ich hole meinen Mann.“

Kollberg steht in der Tür und sieht dem Treiben ratlos zu.

„Ihr Mann schläft jetzt, Frau Kollberg.“

„Er schläft nie am frühen Morgen. Er ist Offizier, er kann gar nicht morgens schlafen.“

Die Schwester wendet sich an Kollberg und zeigt auf die Gießkanne, die neben dem Fernseher steht: „Man muss sie lassen. Sie wird so lange suchen, bis sie erschöpft ist. In zwanzig Minuten wirken die Medikamente, dann ist sie ruhig.“

Kollberg holt tief Luft.

„Machen Sie sich keine Sorgen, wir werden uns hier in den nächsten zwei Wochen blendend verstehen.“

Die alte Frau sucht weiter ihre Gießkanne.

„Ihr Krankheitsverlauf ist typisch, in spätestens zwei Jahren wird sich das Krankheitsbild voll ausgebildet haben.“

„Meine Mutter ist nicht krank“, sagt Kollberg und bedauert seinen Einwand sogleich.

Gesine ist in der Küche geblieben, überrascht von der Sauberkeit und einem Buch aus dem Jahr 1888: „Die Deutsche Gartenlaube – Jahresschriften für den Liebhaber wohlgestalteter Gärten“. Es liegt auf dem Tisch. Sie blättert darin. Auf jeder dritten Seite findet sie eine Lithographie. Stets leuchten blaue Himmel über kräftig blauen, gelben und roten Blumenhainen, Lilien strahlen weiß.

Für einen Moment ist Frau Kollberg in der Küche auf der Suche nach ihrer Gießkanne. Von Gesine nimmt sie keine Notiz.

Die Steindrucke faszinieren Gesine. Sie entdeckt eine Blumenkombination, die sie zuvor noch nicht gesehen hat, bewundert die Gartenarchitektur, die an ein opulentes Wohnzimmer mit einem riesigen Fenster erinnert: Bänke stehen vor geschwungenen Sockeln mit feinem Gitterwerk, und die daran wachsenden Kletterrosen sind zu einem Vorhang geschnitten. Gesine reibt an dem alten Papier, es ist steif und riecht muffig.

Kollberg kommt in die Küche und blickt Gesine über die Schultern: „Wo sie das wohl ausgegraben hat“, sagt er leise. Er setzt sich an den Tisch und nimmt das Buch in die Hand: „Meine Mutter hat viel Zeit in ihrem Garten verbracht. Der sah damals aus wie ein kleiner Schlosspark. Mich hat das nicht interessiert, aber ihr Herz hing am Garten. Mein Vater war selten zu Hause und meine Mutter brauchte eine Beschäftigung. Sie hatte sich in den Jahren eine botanische Bibliothek zugelegt. Ihr ganzes Zimmer stand voll mit alten Büchern. Neue Bücher mochte sie nicht. Als mein Vater pensioniert wurde, verlor sie das Interesse am Garten, die beiden sind nur noch unterwegs gewesen. Kreuzfahrten, Wanderurlaube im Gebirge, Wüstenfahrten, du lieber Himmel, wo sind die nicht gewesen. Nach einem Jahr war der Garten so zugewuchert, dass meine Mutter kapitulierte. Sie ließ bis auf die Bäume alles entfernen und wollte ihr Paradies pflastern. Mein Vater hielt sie davon ab und legte Rasen an. Den musste er allerdings auch jede Woche mähen.“

„Und die Gartenbücher?“, fragt Gesine.

„Bis vorhin hätte ich gesagt, meine Mutter hat sie verkauft, aber wenn es dieses gibt, werden die anderen auch noch vorhanden sein, ich vermute auf dem Boden.“

„Ich bringe Frau Kollberg jetzt ins Bett, sie hat sich beruhigt“, sagt die Pflegeschwester. „Möchten Sie sich noch von ihr verabschieden?“

Kollberg geht in das Schlafzimmer seiner Mutter. Sie liegt bereits im Bett: „Kommst du morgen zum Mittag“, fragt sie leise. „Ich muss das wissen, sonst koche ich zu wenig.“

Kollberg hält ihre Hand. Sie ist warm und schlaff. Als sie eingeschlafen ist, geht er wieder in die Küche, Gesine schließt das Buch und fragt: „Gehen wir auf den Boden?“

Er lacht verlegen. Seit seinem Rücktritt kommt ihm alles, was er macht, oder machen soll, fragwürdig vor. Etwa täglich seinen Dienst in der Zentrale der Seniorenwohlfahrt statt im

Regierungssitz zu tun. Dort der Vorsitzenden Vorschläge zur Übernahme der Altenghettos zu unterbreiten, statt selbst Vorschläge anzuhören. Um jene Investoren zu werben, die noch vor einem halben Jahr auf Termine bei ihm hatten warten müssen. Er verdient nun mehr Geld als zuvor und staunt auch darüber.

„Vielleicht sind die Bücher wirklich auf dem Boden“, sagt Gesine.

Kollberg nickt. Sie gehen die Treppe zum unbewohnten Obergeschoss hoch. Neben der Gästetoilette führen schmale Holzstufen zu den vier Dachkammern. Die Türen sind angelehnt.

„Wie lange warst du nicht mehr hier oben?“, fragt Gesine.

„Zwanzig Jahre“, entgegnet Kollberg.

Die kleinen Kammern sind mit großen Schränken zugestellt. Gesine sieht darin Pelzmäntel, Hutschachteln, Stiefel, Handtaschen und Tischdecken. Ein Kleiderschrank birgt nur die Paradeuniform von Kollbergs Vater. In einem anderen liegen Hunderte von Tüten mit Blumenzwiebeln.

„Nach Büchern sieht das nicht aus“, sagt Kollberg.

In der letzten Kammer entdeckt Gesine als einziges Buch einen weiteren Band der Deutschen Gartenlaube.

„Schade“, sagt sie.

Kollberg drückt ihr das Buch in die Hände, Gesine umarmt ihn.

„Es ist ganz gut so, sonst verkriechst du dich auch“, sagt er und geht zur Gaube. Am Fenster ist ein Außenthermometer befestigt. „Ist das nicht verrückt?“, sagt er leise, „wir sind im Dezember, aber es ist immer noch sechzehn Grad warm.“

„Und dort, wo wir hinfahren, sind es an die zwanzig Grad“, sagt Gesine. „Ich habe vorhin im Hotel angerufen.“

„Sind wir immer noch die einzigen Gäste im Hotel?“

Vom Flugplatz Dubrovnik fahren sie mit einem Taxi zum Hafen, dort wartet ein alter Versorgungsdampfer. Vor den gewaltigen Festungsmauern der Stadt wirkt er wie ein Spielzeug. Als sie ablegen, setzt die Dämmerung ein. Gesine und Kollberg bleiben an Deck. Sie spüren den warmen Wind und riechen Dieselabgase des Motors. Möwen umkreisen träge das Schiff und drehen schweigend ab. Die beiden einzigen Passagiere des Dampfers sehen nach einer halben Stunde die ersten vorgelagerten Inseln, deren letzte ihr Ziel ist. Die Silhouetten liegen vor dem dunkelblauen Himmel.

„Wie bist du auf Ogygia gekommen?“, fragt Kollberg.

„Ich hatte von der Insel gelesen, dass sie zur einen Hälfte aus Urwald und zur anderen aus Bergen besteht. Es gibt dort ein Kloster und einen berühmten Klostergarten.“

„Daher weht der Wind“, sagt Kollberg.

„Odysseus hat auf Ogygia Schutz in einer Höhle gesucht.“

Im Dunkeln kommt der Dampfer im Inselhafen, einer unbeleuchteten Mole, an. Matrosen müssen von Deck aus mit Suchscheinwerfern die Anlegemarkierungen finden. Das Anlegen gelingt beim dritten Versuch.

Gesine und Kollberg werden vom Hausmeister des Inselhotels mit einem alten Jeep abgeholt. Gesine schaut aus dem Wagenfenster, kann nichts erkennen, spürt aber, dass es steil bergauf geht. Vor jeder der zahllosen scharfen Kurven bremst der Fahrer. Vom Bergpass sieht man tief unten unscheinbare Lichter von Dörfern. Die Abfahrt empfindet Gesine als unangenehm, der Jeep schaukelt sich nach jeder Kurve auf, sie wird mal gegen die Tür, mal gegen Kollberg gedrückt. Der Fahrer summt währenddessen kroatische Lieder mit, die im Radio zu hören sind.

Das Hotel liegt in einer Bucht am Meer. Zwei Lampen flankieren seinen Eingang. Am Empfang begrüßen der Hotelbesitzer, ein Deutscher, der vor zwanzig Jahren auf

diese Insel auswandert ist, und seine beiden Töchter die Gäste.

„Das ist Maria. Sie bringt jetzt ein Ständchen“, sagt der Hausherr. Das Mädchen nimmt seine Kindergeige aus dem Kasten, streicht den Bogen mit Kolophonium ein, prüft die Saiten, ob sie nicht verstimmt sind, und spielt langsam: Das ist die Berliner Luft ...

„Wo lernt sie das?“, fragt Kollberg.

„Bei mir“, sagt der Vater, „und wenn Österreicher kommen, spielen wir ‚Gott erhalt uns Kaiser Franz‘.“

Die jüngere Tochter, kaum älter als ein Jahr, tapst mit Lavendelzweigen in der Hand herum. Als die Wanduhr achtmal schlägt, ist Gesine irritiert, sie hat es für deutlich später gehalten.

Ihr Zimmer mit dem breiten Balkon liegt zum Meer hinaus. Gesine und Kollberg stehen dort eine Weile, blicken zu den Sternen und, wenn ein Geräusch vom kleinen Fischerhafen kommt, dorthin. Erkennen können sie nichts. Nach dem Duschen sitzen sie mit dem Ehepaar im Kaminzimmer neben dem Empfang und trinken Wein.

„Vor zwanzig Jahren war im Oktober die Saison an der Adria zu Ende, die Hotels wurden bis April geschlossen“, sagt der Besitzer. „Die Winter waren nicht wirklich kalt, aber es war ungemütlich. Jetzt bringen die Bauern ihre dritte Ernte ein.“

„Aber Touristen kommen trotzdem nicht mehr?“, fragt Kollberg.

„Zum Glück“, sagt die Besitzerin, „wir brauchen auch noch Zeit für unsere Kinder.“

„Und das dritte ist unterwegs“, wirft der Hotelier ein und beugt sich zu seiner Frau: „Hoffentlich wieder eine Tochter.“

„Mein Mann mag keine Jungen, die ewigen Machtkämpfe und dann das Gezappel“, sagt die Mutter.

„Und Mädchen tragen Kleider, oder finden Sie Mädchen

in Hosen schön? Ein Mädchen in Hosen ist eine Perversion. Und wenn ich bis nach Wien fahre, aber hier kommen mir nur anständige Kleider ins Haus.“

Um das Thema zu wechseln, fragt Gesine nach Fahrrädern.

„Haben wir reichlich.“

„Wir wollen damit morgen zum Kloster.“

„Eine schöne Tour, das Kloster liegt Luftlinie drei Kilometer von hier entfernt, wenn Sie über den Bergpass fahren, sind es zwölf Kilometer.“

„Gibt es keinen kürzeren Weg?“, fragt Gesine.

„Schon, durch die Dörfer. Aber das sind Feldwege und man muss sich auskennen.“

Mit Hilfe der Wanderkarte suchen sie am folgenden Tag den Weg abseits der Straße. Harmlos wirkende Schlangelinien erweisen sich als Steilhänge, auf denen sie ihre Fahrräder nur schieben können. Das Kloster ist nirgends ausgeschildert. In einem Tal, dessen Hänge terrassiert und mit Weinstöcken bepflanzt sind, verirren sie sich. Dort, wo nach der Karte der Weg weiterführen müsste, fließt ein Bach. Sein Wasser ist glasklar und eiskalt. Kollberg trinkt davon. Gesine schwitzt. Sie breitet ihre rot karierte Picknickdecke aus und legt sich darauf.

„Ich seh nach dem Weg“, sagt Kollberg. Er zieht sich die Schuhe aus und durchwadeden den Bach. An der Böschung wachsen Brombeersträucher, etliche Früchte hängen noch an den Zweigen. Mit einem Knüppel schlägt er sich eine Schneise und denkt, was mache ich hier? Vor einem Jahr war ich auf Asienreise, jetzt sind die Gegenbesuche fällig und ich spiele den Tarzan.

In der Luft schreit ein Bussard. Hinter dem Gestrüpp stößt Kollberg auf leere Tonnen mit einer dicken verkrusteten Schicht, Trichter und rostende Pestizidspritzen liegen

daneben. Kollberg geht bis zu den Weinstöcken und klettert einige der Terrassen in der Hoffnung hoch, von dort einen Weg zu sehen. Er wundert sich über die gleichmäßig behauenen und geschichteten Steine und warum man dafür Marmor verwendete. Einige der halbmetergroßen Quader tragen verwitterte Inschriften, griechische Buchstaben. Den Beginn von Wörtern kann er lesen, einige Silben. Eine der Terrassen ist nur durch zerbrochene Säulen befestigt, in den Hohlräumen stecken Kapitellfragmente, Reste von Simsen und Akanthusblättern, so lang wie sein Arm. Kollberg versucht, kleinere antike Trümmer aus der Mauer herauszuziehen, um sie Gesine für ihren Garten zu schenken, aber es gelingt ihm nicht. Er klettert eine weitere Terrasse hoch, hat von dort einen schönen Blick über den Talkessel, sieht aber weder einen Weg noch Gesine auf ihrer karierten Picknickdecke. Kollberg ruft nach ihr, bis sie freudig winkt; es hat den Anschein, als wollte sie ihm Luftküsse zuwerfen. Der Abstieg bereitet Kollberg Mühe. Er stolpert über Geröll, bleibt mit seiner Hose an Zweigen hängen und erschrickt zu allem Übel vor einem schnaufenden Waschbären.

„Jetzt einen Kaffee“, sagt Kollberg, als er sich neben Gesine auf die Decke setzt.

„Wir haben gar nichts mitgenommen“, wundert sich Gesine, „wir sind unterwegs, als wäre es das erste Mal.“

„Ist es das nicht?“, fragt er.

„Bis zum Kloster werden wir es nicht mehr im Hellen schaffen.“ Gesine legt Bluse und Rock auf die Decke und geht zum Bach hinunter, hält den gestreckten Fuß ins Wasser und ruft: „Ist das frisch!“

Kollberg bleibt an der Böschung stehen. Er sieht auf ihrer blassen Haut rosa Narben an Brust und Bauch.

„Früher bin ich um diese Zeit mit Schlittschuhen auf dem Wannsee gelaufen“, sagt er. „Ich kann mich noch gut an die eisigen Winter sechsendneunzig und achtundneunzig

erinnern. Da sind die Leute mit Autos auf dem See gefahren, mitten im Eis standen Buden, Glühwein gab's da und Weihnachtsmänner liefen herum.“

Gesine wadet durch das Wasser und ist mit geröteten Beinen dann schnell wieder draußen.

„Es kann sein, dass wir einige Tage früher zurückmüssen“, sagt Kollberg. „Die Sache mit den Ghettos ist noch nicht perfekt.“

Gesine trocknet sich ab: „Warum musst du das machen?“

„Meine letzte Amtshandlung als Regierungschef war, der Seniorenwohlfahrt sämtliche Ghettos zu überschreiben und meine erste Amtshandlung in der Wohlfahrt war, die Hälfte der Ghettos zum Verkauf auszuschreiben.“

„Warum verkaufen?“

„Die Wohlfahrt würde sich mit der Sanierung ruinieren.“

„Hast du Käufer?“

„Ja, aber die falschen. Die Immo-Islamia und die Sürü-cy-Bau.“

Gesine hat sich ihre Haut trocken gerieben: „Macht dir der Job Freude?“, fragt sie leise.

Kollberg überlegt. „Ich bilde mir ein, in den letzten zwei Monaten mehr bewegt zu haben, als in zwei Jahren Regierungszeit. Was man jetzt noch Ghetto nennt, wird eine gute Adresse werden, die Alten bleiben dort und man wird sie in Ruhe lassen.“

„Was meinst du mit ‚in Ruhe lassen‘?“, fragt Gesine

„Ich bin öfter da draußen gewesen, um mir anzusehen, wie die da leben. Ich habe auch mit denen gesprochen. Die sind weder senil noch verbohrt, noch wollen die im Dreck leben. Die akzeptieren nur keine Ämter mehr, wollen keine Formulare ausfüllen und keine biometrischen Daten abgeben. Sie haben sich deshalb abgeschottet, das ist alles. Wenn du so willst, sind die Ghettos ein einziges Missverständnis.“

Gesine streckt sich auf der Decke aus: „Und das weiß man erst jetzt?“

„Politiker reißen sich nicht um solche Aufgaben, das lassen sie andere machen oder es macht keiner.“

„Das merke ich“, sagt Gesine. „Neulich hat Hinkeldeys Liebchen von mir verlangt, dass ich den Frauen in den Niederlanden und Frankreich klarmache, wie schädlich die Pille sei, weil sie Krebs auslöst, und dass Fruchtbarkeitsuntersuchungen der Vorbeuge gegen Übergewicht dienen. Damit die widerspenstigen Französinnen die Finger von der Pille lassen und die misstrauischen Niederländerinnen in Hinkeldeys Begattungsanstalten gehen.“

„Was hast du gemacht?“, fragt Kollberg.

Gesine setzt sich hin: „Nichts. Ich habe gesagt, ich mache das nicht.“

„Und jetzt gibt es Schwierigkeiten?“

„Nein. Hinkeldeys Liebchen kam in mein Büro und sagte, sie respektiere klare Entscheidungen, wenn sie klar begründet werden. Zum Glück habe ich jetzt Urlaub und könnte es gar nicht gut finden, wenn wir früher zurückmüssten. Ich möchte den Klostergarten sehen, er soll schon vor fünfhundert Jahren angelegt worden sein. Das gibt es uralte Palmen, Kakteen, Wasserspiele und einen indischen Kräutergarten.“

Über die Passstraße gelangen sie am Tag darauf ins Kloster. Die Fahrräder lassen sie an der tuffsteinernen Außenmauer stehen. Das Eichentor ist aus den Angeln gebrochen, der Vorhof verwaist. Gesine sieht die mit Brettern vernagelte Kirchentür und den eingefallenen Brunnen vor dem Refektorium.

Während Kollberg sich ratlos umschaute, findet Gesine seitlich der Kirche eine kleine angelehnte Tür. Von dort gelangen sie in den Kreuzgang, er fasst einen quadratischen

Innenhof ein. Statt von Palmen und duftenden Gewürzen sind sie von verkohlten Balken des Dachstuhls der ausgebrannten Kirche umgeben. Einzig Disteln wachsen zwischen nun fensterlosen Metallrahmen und geborstenem Sandstein.

Gesine kann ihre Enttäuschung nicht verbergen und lehnt sich an Kollberg.

„Ruinen haben auch etwas Faszinierendes“, sagt er.

In der nächsten Dorfschenke essen sie Schafsfleisch mit Käse und Weißbrot. Der Rotwein macht sie schwindlig.

Abends planen sie den Ausflug in die nur vom Wasser aus zu erreichende Höhle des Odysseus.

In der Frühe mieten sie bei einem Fischer ein Boot mit einem kleinen Außenbordmotor. Der Fischer rät, bis Mittag zurück zu sein. Im Sonnenschein verlassen sie die Bucht, im glatten Wasser spiegelt sich das Hotel. Kollberg steuert durch Sandbänke aufs offene Meer, bleibt aber dicht unter Land, um den Höhleneingang nicht zu verfehlen. Gesine liest aus dem Reiseführer Passagen der Odyssee vor, ein lauer Wind spielt mit den Seiten des Buches. Der Höhleneingang ist im steil aufragenden Fels schnell auszumachen, Kollberg hat aber Schwierigkeiten, das Boot unversehrt durch die Klippen zu steuern. In der Höhle ziehen sie das Boot auf ein Plateau, die flach stehende Sonne scheint weit in die verwinkelten Gänge.

„Ich habe es mir größer vorgestellt“, sagt Gesine. „Wie will Odysseus hier mit seinen Gefährten gelebt haben?“

Sie gehen so weit in die Gänge, wie es möglich ist. Gesine klopft immer wieder gegen den Stein: „Wenn der reden könnte.“

„Ich hatte einen Studienkameraden, der wollte Stein zum Reden bringen, eine verrückte Geschichte.“

„Wie soll das funktionieren?“

„Interessiert dich das? So genau erinnere ich mich nicht mehr an das Experiment. Der Einfall ist originell. Der

Ausgangspunkt war, dass überall Staub aufgewirbelt wird, und der lagert sich Schicht für Schicht nach bestimmten Mustern ab und wird dann nach langer Zeit hart. Wenn man sich unterhält, so wie wir jetzt, wird der Staub in der Luft in bestimmte Muster verwirbelt und landet dann irgendwo. Der Buchstabe A macht ein anderes Staubmuster als der Buchstabe B. Diese Muster wollte er in Sprache übersetzen. Vielleicht ist es ihm inzwischen gelungen und er kann das wieder hörbar machen, was man hier früher gesprochen hat.“

Es wird schlagartig dunkel in der Höhle. Als sie wieder am Plateau sind, hat sich der Himmel zugezogen, am Horizont ziehen schwarze Wolken mit Regenschleiern auf.

„Wir fahren zurück, das schaffen wir noch“, sagt Kollberg und wirft den Motor an. Das Boot tuckert aus der Höhle. Eisiger Wind und Hagelkörner empfangen die beiden Insassen. Böen drücken das Boot immer wieder zurück. Kollberg gibt schließlich auf.

„Wir warten den Schauer in der Höhle ab“, sagt Kollberg, „wie Odysseus“ Er sucht nach Holz, um Feuer zu machen, außer leeren Bierflaschen findet er jedoch nichts. Aus dem Wind wird ein Sturm, Regenschauer und Graupel machen die Luft nasskalt. Ihre Sachen sind feucht, Gesine friert und hockt mit angezogenen Beinen an der Bordwand des Bootes. Um die Stimmung hoch zu halten, liest Kollberg von weiteren interessanten Ausflugszielen auf der Insel vor, aber nach einer Stunde vergeht ihm die Lust. Gegen Mittag wird aus dem Graupel dichtes Schneetreiben.

„Langsam wirds ärgerlich“, sagt Kollberg. „Wir hängen hier fest. In Deutschland würde das nicht passieren. Oder gibt es dort noch einen Fleck, der nicht biometrisch erfasst ist?“

„Wir sind frei“, sagt Gesine leise.

Kollberg blickt sie verblüfft an. Als die Dämmerung einsetzt, verliert er die Nerven und schreit: „Ich will aber hier raus!“ Er tritt mit dem Fuß nach dem Boot. „Wie ich aussehe.“

„Im Hotel gibt es Duschen“, sagt Gesine.

„Hast du keinen Hunger?“, fragt er vorwurfsvoll.

Dann bemerken sie einen blauen Streifen am Horizont, der rasch größer wird, nach kurzer Zeit erleben sie einen strahlenden Sonnenuntergang. Das Meer beruhigt sich langsam. Die Schiffshupe eines Kutters kündigt das Ende ihrer Gefangenschaft an. Er ankert vor der Höhle, ein Schlauchboot wird mit zwei Männern ausgesetzt, die Gesine und Kollberg als erstes selbstgebrannten Schnaps anbieten.

Im Hotel bleiben sie lange unter der heißen Dusche.

Anfang Januar sitzt Gesine wieder im Büro des Sicherheitskommissariats. Sie hat eine neue Aufgabe. Diese betrifft den Gesundheitszustand des Großimams, der noch Patient der Universitätsklinik ist und nach wie vor unter Bewachung von Hinkeldeys Leuten steht. Gesine hat die täglichen Ärztebulletins so für die Presse zu bearbeiten, dass klar wird, wie sehr man sich um die Genesung des prominenten Patienten müht. Gesine arbeitet routiniert mit medizinischen Fachbegriffen und gibt auf Nachfragen von Journalisten klare Antworten.

Ihr bleibt genug Zeit, um sich dem Garten zu widmen. Mehrere Kataloge mit Angeboten neuester Züchtungen liegen auf ihrem Tisch.

Von Kollberg wird sie öfter angerufen, er sagt verwirrende Dinge: Dass sie ihm im Urlaub die Augen geöffnet habe, dass er nun wieder eine Ahnung von Privatheit und Zuneigung habe. Als ehrgeiziger Parteisoldat habe er nie Zeit für Privates gehabt, weshalb sich seine Frau schon vor langem von ihm habe scheiden lassen. Und als Regierungschef sei es noch unmöglicher gewesen, irgendeine Beziehung zu pflegen, das sei nun gottlob anders, völlig anders, und das könne er nur ihr danken. Besonders habe ihn das Abenteuer in

der Höhle des Odysseus beeindruckt, wie ruhig sie da angesichts des Unwetters geblieben sei und klaren Kopf behalten habe. Er wolle auch beichten, dass er nachts, wenn sie geschlafen habe, der Versuchung nicht habe widerstehen können, sie zu betrachten und zu streicheln.

Kollberg lädt sie zum Essen für den Abend ein und Gesine stimmt zu. Als sie den Hörer auflegt, reicht ein Mitarbeiter ihr eine rote Karte, worauf steht, dass sie sich am nächsten Tag zur Fruchtbarkeitsuntersuchung mit anschließender Befragung einzufinden habe.

Gesine liest die Aufforderung mehrmals und hält sie für einen Datenfehler, denn Mitarbeiter der Regierung im Allgemeinen und des Kommissariats im Besonderen sind von den Untersuchungen ausgenommen. Gesine zeigt dennoch ihrem Vorgesetzten die rote Karte und bittet ihn, den Fehler im Datenspeicher zu beheben.

„Das ist kein Fehler“, sagt der Vorgesetzte. „Der Arzt sitzt übrigens hier im Haus, Sie müssen nicht einmal das Gebäude verlassen.“ Der Vorgesetzte gibt Gesine die Karte zurück. „Soviel ich weiß, dauert die Untersuchung zehn Minuten. Abtasten der Gebärmutter, vielleicht auch des Darmausgangs, Sonogramme anfertigen, dann ein bisschen Blut dalassen und einige Fragen beantworten.“

Gesine fühlt sich elend. Der Gedanke, dass ein Arzt mit seiner Hand in sie eindringt, ohne dass sie es will, bewirkt Brechreiz. Sie sagt Kollberg für den Abend ab, ohne einen Grund zu nennen. Er flapst noch am Telefon herum, um sie aufzuheitern, nennt sie eine tapfere Pfadfinderin, die es den Männern zeige.

Die Untersuchung ist bereits nach fünf Minuten beendet, wesentlich länger dauert aber die Befragung. Der Arzt hat ein viele Seiten umfassendes Protokoll vor sich liegen und Gesine muss antworten. Falsche oder unzureichende Angaben hätten strafrechtliche Folgen. Ob sie schon einmal abgetrieben habe,

wenn ja, wann, wo, bei wem. Ob sie Verhütungsmittel nehme, wenn ja, welche, wie oft, von wem bezogen. Welche natürlichen Verhütungsmethoden sie benutze: Geschlechtsverkehr wenige Tage vor der Regel, den Coitus interruptus, Verkehr mit sterilisierten Männern. Wann sie zuletzt Geschlechtsverkehr mit einem Mann gehabt habe, ob sie auch Verkehr mit Frauen praktiziere. Im zweiten Teil des Protokolls muss sie Angaben zur Familienplanung machen. Warum sie noch kein Kind habe und wann damit zu rechnen sei. Im dritten Fragenkomplex hat Gesine zu beantworten, ob sie Kontakte zu muslimischen Männern unterhalte, sexuell mit ihnen verkehre, wann dies zuletzt geschehen sei, Name und Anschrift desjenigen.

Gesine versucht sich nachmittags mit Gartenarbeit von der Demütigung abzulenken. Von ihrer Vermieterin hat sie das alte Treibhaus übernommen. Es ist von außen mit Knöterich zugewachsen und innen zugestellt. Gesine öffnet die schiefe Tür und weiß nicht, was sie machen soll. Ihre Arme hängen schlaff, die Hände sind kraftlos.

Als sie wieder in ihrem Büro sitzt, kommt ihr Vorgesetzter und sagt: „So schlimm war es doch gar nicht, oder? Soweit ich das beurteilen kann, sind Ihre Antworten korrekt gewesen. Was halten Sie übrigens davon, diese Untersuchungen dreimal jährlich durchführen zu lassen? Würden Sie das befürworten, oder würden Sie sich weigern? Sie weigern sich ja durchaus, wenn Ihnen etwas nicht passt. Ich denke da nur an Ihre Weigerung, für die Frauenpensionen eine brauchbare Presse zu erarbeiten. So etwas merkt man sich hier im Haus. Aber jeder bekommt auch seine Chance. Ich soll Ihnen sagen, dass man Sie in der Chefetage erwartet, Sie können gleich hoch gehen.“

Gesine stößt ihren Stuhl zurück und verlässt energischen Schrittes das Büro. Ganz gleich, was man von ihr will, sie wird oben ihre Meinung sagen und wenn es sein muss, gibt

sie ihren Dienstausweis ab, was besser ist, als weiterhin schikaniert zu werden.

In Hinkeldeys Etage muss sie drei biometrische Datenleser passieren, um in das Büro von Cordelia zu gelangen, die sie im seidenen Nadelstreifenanzug begrüßt: „Ich bin gerade an einer interessanten Sache, die vor allem uns Frauen angeht.“

Cordelia begleitet Gesine zum Ledersofa, das in einer Ecke des Büros neben einer Bücherwand steht.

„Trinken Sie Tee oder Kaffee?“

Gesine will den geeigneten Moment abwarten, um ihre Klagen und Forderungen loszuwerden, am besten redet sie, wenn diese großäugige Frau, die ihr gegenüber sitzt, trinkt. Wenn sie den Mund voll hat, den ihr Gesine am liebsten mit dem Protokoll von der Untersuchung stopfen möchte. Aber Cordelia trinkt nicht und lässt Gesine auch keine Gelegenheit zum Sprechen.

„Wenn wir uns um die Sicherheit des Landes kümmern, müssen wir uns auch um die Frauen kümmern.“ Cordelia redet leise, ihre Stimme klingt freundlich. „Lange Zeit gab es für die Belange unserer Geschlechtsgenossinnen ein Familienministerium. Das war gut gemeint, aber schlecht gemacht, denn ist es nicht absurd, etwas befördern und begleiten zu wollen, was es gar nicht mehr gibt? Was den Staat jedes Jahr Milliarden kostet. Ich meine natürlich das Festhalten am Status der Familie. Für die Frauenbelange ist nun unser Kommissariat zuständig, und wir haben aus den vielen Untersuchungen eine neue, ich möchte sagen, für die Frau zeitgemäße Sichtweise entwickelt.“

Hier macht Cordelia eine Pause und Gesine wartet zu lange, um von ihrem Anliegen zu sprechen.

„Frauen sind Dienstleister, das waren sie schon immer. Leider sind unsere Frauen fehlgeleitete Dienstleister, ihr

Beruf, die Karriere ist für sie wichtig, der Partner steht an zweiter Stelle, an dritter ihre Altersversorgung, dann kommt, wenn noch die Zeit da ist, ein Kind. Wir wissen, diese Prioritäten sind falsch, wir brauchen Frauen als Dienstleister, aber in eigener Sache. Entweder bringen sie aus ganz gesundem Eigennutz für sich Kinder zur Welt, und das so früh wie möglich, oder sie verdingen sich in den Pensionen als Dienstleister für den Staat. Wir bezahlen sie dafür, jedes Kind, das sie dort zur Welt bringen, garantiert ihnen eine privilegierte Karriere als Mutter. Wir wollen unsere Pensionen massiv ausbauen, wir wollen die Frauenpensionen zu einer natürlichen und selbstverständlichen Sache machen. Demographisch haben wir gar keine andere Chance, wenn wir nicht bald in einem islamischen Staat leben wollen. Aber abgesehen von der Staatsraison muss es doch möglich sein, Frauen diese neue Rolle in der Gesellschaft so nahe zu bringen, dass sie sich sagen: Ja, mit dieser Rolle kann ich mich identifizieren. Sie könnten natürlich auch Frankreich oder den Niederlanden ihre Dienste anbieten. Oder Russland oder Spanien. Überall fehlt es an Kindern. Es muss also etwas geben, weshalb unsere Frauen ihrem Land treu bleiben. Mit Patriotismus können wir keiner Frau kommen, das ist Geschäft der Männer. Mit Familie auch nicht, die ist unzeitgemäß geworden. Aber wir können unseren Frauen mit der Altersvorsorge kommen. Dafür legen sie nämlich mehr Geld zurück, als für den Unterhalt eigener Kinder nötig wäre. Was folgt daraus, Fräulein Gesine?“

Wieder macht Cordelia eine Pause, Gesine kann, wenn sie will, sprechen. Aber ihre aufgestaute Wut bringt sie nicht mehr auf den zuvor überlegten Text.

„Richtig“, sagt Cordelia, „wir verrechnen jedes Kind mit der Rente. Ein Kind steht für fünf Arbeitsjahre mit Rentenanspruch. Zwei Kinder stehen für zehn Jahre, drei für fünfzehn Jahre. Wer in der Pension drei oder vier Kinder zur

Welt bringt, die dann in staatlicher Obhut aufwachsen, hat Rentenanspruch für zwanzig Arbeitsjahre. Das ist frauenorientierte Dienstleistung, das ist zeitgemäß und die richtige Antwort auf muslimische Frauen, die durchschnittlich immerhin viereinhalb Kinder zur Welt bringen. Wir werden also zweispurig fahren. Ich habe vorhin gehört, Sie würden es aus eigener Erfahrung begrüßen, wenn die Fruchtbarkeitsuntersuchungen, oder nennen wir das Fruchtbarkeitsberatung?, dreimal jährlich stattfänden. Gewissermaßen um unseren Frauen das Problem aus medizinischer Sicht deutlich zu machen. Die andere Schiene, die wir fahren, sind unsere Pensionen. Wir werden sie in der Öffentlichkeit so darstellen, dass man über sie wie über den Garten Eden spricht. Und wer möchte da nicht weilen?“

Cordelia spitzt ihre roten Lippen, als wollte sie jemanden küssen.

Gesines Mundwinkel hängen herunter, alles an ihrem Gegenüber widert sie an. Sie hat nun ihren Text wieder parat, aber welchen Sinn macht es, sich bei dieser Frau über die Schikanen des Vorgesetzten zu beschweren? Welchen Sinn hätte es, den Dienstausweis abzugeben, niemand würde es hier begreifen und man würde sie gar als Islamsympathisantin einstufen.

„Wir besuchen im April einige unserer Pensionen, Sie und ich. Und Sie stellen diese Heime so dar, dass unsere Frauen neugierig darauf werden. Und noch etwas, Fräulein Gesine. Sie machen diesen Job hoffentlich auch so gut, wie Sie bei Herrn Kollberg Ihren Job gut gemacht haben, schließlich hat er Sie uns empfohlen.“

Gesine lässt sich krankschreiben, klagt über Schmerzen im Unterleib. Um ihre Wut und die schlechten Träume von Frauenpensionen, in denen junge Mädchen zur Schwangerschaft genötigt werden, loszuwerden. Mit dem Ausmisten

des alten Treibhauses verbringt sie Tage. Voran stehen ihre Topfpflanzen zum Überwintern, dahinter stößt sie auf verrostete Gartenwerkzeuge, modrige Kittelschürzen, überlagerten Blumendünger, geborstene Tontöpfe und im hinteren Teil des Treibhauses hat sie es mit Kisten von vertrockneten Blumenzwiebeln und über zwanzig Jahre alten Zeitungen zu tun, zwischen deren Seiten Blumensamen aufbewahrt sind. Sie liest Schlagzeilen wie: „Die Macht der Ungeborenen – wie sich die Deutschen selbst abschaffen.“ – „Noch nie so wenig Geburten wie 2007.“ – „Muslime fordern türkische Sprache an deutschen Schulen – scheitert die Integration?“

Was verrottet, schafft Gesine auf den Komposthaufen an der alten Mauer, den Rest lässt sie von einer Entsorgungsfirma abholen. Den leeren Holzverschlag an der Rückseite des Treibhauses reißt sie zuletzt ab. Sie stößt so lange mit dem Spaten gegen das morsche Holz, bis der Verschlag zusammenfällt. In dem Moment umschwirren sie zahllose, aus ihrem Winterschlaf aufgeschreckte Fledermäuse. Gesine schreit auf, lässt den Spaten fallen und läuft ins Haus. Vor ihrer Wohnung zieht sie ihre Arbeitssachen aus. Obwohl sie im Garten Handschuhe trägt, haben ihre Fingernägel tiefe Schmutzränder. Bevor Gesine in die Badewanne steigt, reibt sie sich den Staub aus den Haaren. Sie bleibt lange im warmen Wasser und fühlt sich angenehm erschöpft. In ihrem Zimmer trinkt sie bei Kerzenlicht noch ein Glas Wein. Den umherhastenden schwarzen Schatten unter der Decke nimmt sie nur beiläufig wahr. Dann bemerkt sie aber zwei, drei, gar vier dieser Schatten, die mit rasender Geschwindigkeit im Kreis fliegen. Sie stellt das Licht an, worauf die obdachlos gewordenen Fledermäuse panisch im Zimmer umherflattern, den Weg ins Freie durch das offene Fenster finden sie nicht. Gesine läuft in den Flur, schlägt die Tür zu und lehnt sich dagegen. Sie kichert schrill: Wieso muss mir so was passieren? Mit einem Besen will sie die

Tiere verscheuchen, die jedoch nur noch aufgeregter Haken schlagen, dicht an ihrem Kopf vorbeifliegen. Dann stellt sie die Lampe aus, aber auch nun finden die Fledermäuse nicht dem Weg in die Freiheit. Eine halbe Stunde vor Mitternacht ruft sie Kollberg an und bittet um seine Hilfe. Als er da ist, zählt er sieben Tiere.

„Du musst die Hoflampe ausstellen“, sagt er, „die sind geblendet, die finden sonst nie heraus.“

Gesine möchte, dass Kollberg über Nacht bleibt. Als die ungebetenen Gäste verschwunden sind, schläft Kollberg auf dem Sofa und Gesine in ihrem kleinen Schlafzimmer. Beim Frühstück erzählt er wieder über den wunderschönen Urlaub mit ihr, Gesine denkt an die Frauenpensionen und sagt unvermittelt: „Ich will nicht mehr im Kommissariat arbeiten.“

„Umstellungen sind immer schwierig, glaub nicht, mir bleibt Ärger in der Wohlfahrt erspart.“

„Ich will nicht mehr“, sagt sie leise.

Murat Sürücy ist außer sich. „Wie konntest du dich darauf einlassen?“, ruft er. „Sieh dir das an. Hast du vergessen, was das ist?“ Er zeigt auf die Planzeichnung hinter sich, sie nimmt eine ganze Wand seines Büros ein. „Fünf Moscheen, fünf Koranschulen, zwei Altenheime, ein Krankenhaus, zweitausend Wohnungen für Brüder, die du hierher eingeladen hast. Und die kommen. Mit ihren Familien. Die stehen dann vor deinem Rathaus und fragen, wo denn deine Versprechungen geblieben sind. Die wollen hier leben wie Muslime und nicht wie Asylanten.“ Murat schüttelt den Kopf. „Die Scheichs haben uns siebenhundert Millionen Startkapital gegeben und was machst du? Einhar Sürücy, Bürgermeister der Hauptstadt, lässt sich von dieser Hure, die schon unseren Bruder Akim Adonis auf dem Gewissen hat, über den Tisch ziehen.“ Der Bauunternehmer haut mit der

Faust auf den Tisch, dass die Teetassen springen.

Einhar Sürücy bleibt gelassen, er sitzt bequem im Sessel und wartet, bis sein Bruder sich beruhigt.

„Ich will morgen anfangen. Da stehen fast tausend Leute bereit. Bagger, Kipper, Spezialabrissergeräte, in zwei Monaten will ich das Viertel weg haben und anfangen, für uns zu bauen. Und du kommst her, legst mir diesen Wisch vor die Nase. Was soll das, keine Abrissgenehmigung? Keine Baugenehmigung? Was bildest du dir ein, dass du jetzt der liebe Gott bist? Pass auf, Brüderchen, wir haben dafür gesorgt, dass du Bürgermeister dieser verdammten Stadt spielst. Es kann auch ein anderer von uns werden, das muss nicht der feine Herr Anwalt bleiben.“

Murat Sürücy wirft sich in seinen Stuhl zurück und befördert seinen Stift in hohem Bogen auf den Tisch. Dort rollt er bis an den Rand.

„Ich erkläre es dir noch einmal“, sagt Einhar Sürücy. „Das Sicherheitskommissariat gibt uns den Großimam nur zurück, wenn wir das da nicht bauen.“

„Warum nicht. Sag es mir. Einen vernünftigen Grund.“ brüllt Murat.

„Weil sie dort zwei Kirchen stehen haben.“

„Da geht doch kein Mensch mehr hin, die stehen seit Jahren leer.“

„Wir provozieren sie, wenn wir ihre Kirchen abreißen, um dort unsere Moscheen zu bauen.“

„Lass es darauf ankommen, die merken es vielleicht gar nicht.“

„Ich setze den Großimam nicht aufs Spiel.“

„Der ist ein Krüppel, Bruderherz.“

„So redest du nicht über ihn“, unterbricht Einhar Sürücy.

„Dein Imam sitzt im Rollstuhl, kann kein Wort mehr sprechen und muss künstlich ernährt werden, das ist die Realität.“

„Du wirst dich gedulden“, mahnt Einhar.

„Ich fange morgen an“, entgegnet Murat.

„Du hast zwei Möglichkeiten, Bruder. Wenn du den Aufstand gegen mich versuchst, entziehe ich deiner Firma die Gewerbe genehmigung. Ich werde dafür sorgen, dass du nirgendwo mehr für Gläubige baust. Du hast ein großes Unternehmen, ein Imperium, ich weiß, aber du hast keine Hausmacht. Die Hausmacht hat der Großimam. Ich will dir auch die andere Möglichkeit nennen. Mit etwas Glück kannst du bald mehr von diesen Schnörkelhäusern mit ihren Erkern und Bleiglasfenstern abreißen, als dir lieb ist, und dort mehr bauen, als du Leute hast.“

Der Unternehmer lacht auf: „Aladins Märchenstunde beginnt.“

„Ich habe der reizenden Hure aus dem Sicherheitskommissariat versprochen, nicht abzureißen und nicht dort zu bauen, wo wir es wollten. Dafür bekommen wir den Großimam wieder. Ich habe ihr übrigens auch eine Bedingung gestellt.“

„Hoffentlich weiß sie noch was davon“, fällt Murat ein.

„Wenn wir unsere Stadt dort nicht bauen sollen, wo die Ungläubigen noch zwei Kirchen stehen haben, dann wollen wir die doppelte Ausgleichsfläche.“

„Und wo? An den Kläranlagen? Die zieht dich wieder über den Tisch. Von wegen Bedingung gestellt.“ Murat stößt mit seiner Hand nach dem Stift: „In welcher Lage?“

„In guter Lage, bald sogar in bester Lage.“

Murat brummt.

„Sie fing selbst davon an. Ich müsse mich als Bürgermeister der Stadt umgehend um die Sicherheit in den Ghettos kümmern. Dazu gehöre auch die Installation neuer Stromleitungen und neuer Straßenlampen, die Erneuerung der Kanalisation und der Straßendecken. Ich habe Kollberg sofort aufgefordert, die Missstände in den Ghettos zu beheben.“

„Ja und?“, fragt Murat mürrisch.

„Die Wohlfahrt kann die Ghettos nicht sanieren, die sind sonst pleite. Sie müssen einen guten Teil davon verkaufen.“
Jetzt geht dem sonst so beherrschten Anwalt und Bürgermeister ein Grinsen übers Gesicht: „Kollberg verhandelt gerade mit Leuten, von denen er glaubt, er kennt sie und kann mit ihnen das Geschäft machen. Aber ich kenne die Leute ebenfalls und werde als Vorsitzender der Muslimischen Union auch mit ihnen verhandeln.“

„Glaubst du, Kollberg ist so dumm und verkauft der Union die Hälfte der Ghettos?“

„Glaubst du, die Union ist so dumm und tritt selbst als Käufer auf?“

Murat Sürücy schlägt die Fingerspitzen gegeneinander.

„Wir werden die Ghettos bekommen, Kollberg ist ohne Bedeutung, die Hure ist wichtiger. Aber sie kann versuchen, was sie will, sie muss verlieren. Ich schlucke scheinbar ihren Köder, du bist genauso darauf hereingefallen, aber ich spucke den Köder wieder aus, während die Hure längst im Netz zappelt.“

„Reden konntest du schon immer halten, aber wenn die Hure anders reagiert, als du glaubst, was dann?“

„Sie wird nicht verhindern, dass Muslime aus dem Iran, dem Irak, aus Indonesien, aus Syrien, Jordanien und Indien hierherkommen. Der Großimam wird Muslime aus dem Sudan, aus Marokko, aus Kuwait und Saudi Arabien einladen. Ob Schiiten oder Sunniten, sie werden hier ihre neue Heimat finden, Arabisch wird Amtssprache, dieses Land wird eine islamische Hymne bekommen, eine islamische Nationalmannschaft, in dieser Stadt wird nach Mekka die bedeutendste Moschee stehen, denn hier, mitten in Europa, wird sich der Islam erneuern und seine Kräfte sammeln. Er wird hier zur Einigkeit finden, die woanders nicht möglich ist. Du wirst gar nicht so viele Koranschulen und Universitäten

bauen können, wie nötig sind. Das alles wird der Großimam den Gläubigen sagen, wenn er wieder bei uns ist.“

„Er kann überhaupt nicht mehr sprechen“, ruft der Unternehmer Murat.

„Aber ich kann sprechen und ich bin das Sprachrohr des Großimams. Was er mir sagen wird, und sind es nur Zeichen oder Blicke, werde ich für die Gläubigen in Worte fassen. Die Autorität des Großimams ist ungebrochen, und es ist gut für uns, wenn er lange lebt.“

Murat überlegt und sagt dann in bester Laune: „Jetzt verstehe ich, was du meinst. Allah ist groß.“ Murat Sürücy angelt sich mit ausgestrecktem Arm seinen Stift. „Die Deutschen müssen uns nicht fürchten, wir werden sie weder vertreiben noch ihre Gesetze abschaffen. Sie bekommen Reservate, da können sie leben, wie sie es gewohnt sind. Wir zahlen sogar denen Rente, die keine Kinder auf die Welt gebracht haben. Und wer zum Islam findet, bekommt bei uns eine Zukunft. Die neue Zeit wird in zehn Jahren beginnen, und keiner hält sie mehr auf. Zweitausendvierzig!“, ruft der Bauunternehmer und steckt den Arm mit geballter Faust.

„Ja“, sagt der Vorsitzende der Muslimischen Union, „zweitausendvierzig.“

Murat rutscht unruhig auf seinem Stuhl umher: „Die Deutschen brauchen so was wie einen Führerschein. Damit sie in der neuen Zeit zurechtkommen. Die müssen erst lernen, was der Islam ist und was Ehre bedeutet.“ Murat lacht.

Die Aprilsonne wärmt wie im Sommer. Gesine hat zwei Wochen in ihrem Garten verbracht, Gras gesät, Beeteinfassungen erneuert, Rankhilfen an die Mauer gesetzt, die Pergola mit Holzschutz gestrichen, den Brunnen zum Laufen gebracht und dabei immer wieder an die drohende Inspektionsreise zu den Frauenpensionen denken müssen.

Ihr Gesicht, ihre Arme und Beine sind braun. Ihr frisches Aussehen gibt über ihre nächtlichen Alpträume keine Auskunft.

Der Arzt im Sicherheitskommissariat schreibt sie gesund, ihre Blutwerte seien bestens, sagt er, sie müsse sich, so wie sie aussehe, gut erholt haben.

Ihr Schreibtisch ist leer, auch die Ablage. Es ist ihr gleichgültig, sie wird den Vorgesetzten nicht um Arbeit bitten. Gesine rechnet erneut nach, wann ihre Periode fällig ist. Sie ist entschlossen, sich dann wegen Unterleibsbeschwerden krankschreiben zu lassen. Eine Pension wird sie nicht betreten und auch kein Wort darüber schreiben. Sie schaut in die Schubladen ihres Schreibtisches, alles liegt unverändert, die Gartenzeitschriften, ein kaum benutzter Lippenstift, ein Kalender und die allgemeinen Bestimmungen zum Feindstrafrecht sowie spezielle Regelungen zur Pressearbeit.

Am Nachmittag muss sie eine Erklärung zu einer neuen Verordnung verfassen. Diese Verordnung soll den Umgang mit plündernden Jugendbanden neu regeln.

„Dank biometrischer Daten ermitteln wir achtzig Prozent der Täter“, sagt ihr Vorgesetzter und schaut dabei aus dem Fenster. „Das wollen die auch, damit sie verurteilt und eingesperrt werden. Wissen Sie, wie die Hierarchie in solchen Gangs funktioniert? Chef ist, wer die häufigsten Verurteilungen nachweisen kann und am längsten im Gefängnis gesessen hat. Wir werden diese Leute also nicht mehr ins Gefängnis, sondern in Arbeitslager stecken. Arbeiten müssen, ist für sie eine Schande. Sie werden in den Ghettos für Sauberkeit sorgen, Hundekot und Abfälle beseitigen. Das muss in Ihrer Pressemitteilung klar zum Ausdruck kommen. Und wenn wir schon bei den Ghettos sind: Das Sicherheitskommissariat wird sich dieses Problems annehmen und zunächst für ein anderes Image sorgen. Zukünftig ist nur

noch von Seniorenkolonien die Rede. Es sind die letzten Inseln deutscher Kultur, das wurde viel zu lange verkannt. Die alten Alten sterben zwar weg, aber es kommen die jungen Alten nach, und auf diese Menschen müssen wir setzen, wir müssen sie schützen und ihnen das Leben in den Kolonien so angenehm wie möglich machen. Unsere Zukunft liegt in den Altenkolonien, das muss Ihnen, Fräulein Gesine, klar sein. Sie liegt auch in den Frauenpensionen, leider funktionieren die noch nicht so wie die Seniorenkolonien, aber das wird schon.“

Zu Hause wird sie von Kollberg angerufen: „Meine Mutter ist gestorben.“

Beide schweigen, dann sagt Gesine: „Ich komme.“

Die alte Frau liegt auf dem Bett, ihre Hände sind gefaltet, in ihrem Gesicht ist noch ein Hauch Rosa.

„Vor drei Stunden“, sagt Kollberg, „beim Blumengießen, Herzinfarkt. Die Pflegerin hat ihr Möglichstes versucht, als der Arzt kam, war es zu spät.“

Der General a. D. ist im Wohnzimmer und singt laut alte Märsche: den Friedericus Rex, den Hohenfriedberger, den Gardegrenadiermarsch.

Die Männer vom Bestattungsinstitut kommen. Sie sprechen Kollberg und Gesine ihr Beileid aus, verbeugen sich vor der Toten und heben sie dann mit geübtem Griff in den Überführungssarg. Nach zehn Minuten sind sie mit den sterblichen Überresten Frau Kollbergs verschwunden. Der alte General singt unbekümmert weiter. Kollberg und Gesine setzen sich in die Küche, er öffnet eine Flasche Wein. Nach einer Stunde wird es still im Wohnzimmer, die Beruhigungspillen wirken und die Pflegerin bringt den alten Mann ins Bett. Kollberg und Gesine bleiben bei Kerzenlicht lange in der Küche sitzen. Ihre Hände liegen aufeinander.

Gesine Vorgesetzter legt eine Erklärung der No-Kids-Partei und der Partei der Willigen auf den Tisch und wartet am Fenster, während sie liest.

Man müsse angesichts des demographischen Desasters und der Gefahr von außen nun mit offenem Visier kämpfen. Beide Parteien werden sich deshalb im Kampf um den Erhalt des traditionellen Staates zu einer Einheit zusammenschließen und nenne sich pro patria. Man biete der Regierung die volle Unterstützung an, wenn die Restriktionen gegen deutsche Frauen ohne Kinder aufgehoben werden, denn ein großer Teil der Parteimitglieder seien junge, studierte und erfolgreiche Frauen. Die neue Partei sei sich darin einig, dass mittels Fruchtbarkeitsuntersuchungen und Frauenpensionen keine Mütter gemacht werden. Überdies müsse darüber nachgedacht werden, ob muslimische Frauen, die sich nie einer Fruchtbarkeitsuntersuchung unterziehen müssten, weil sie schon mit siebzehn oder achtzehn Jahren Mütter seien, nach dem zweiten Kind sterilisiert werden sollten, um der deutschen Bevölkerung die Lebensgrundlage zu erhalten. Die pro patria rege an, für deutsche Frauen ähnlich geschützte und voll versorgte Quartiere zu schaffen, wie es sie für die Senioren gebe, um dort dem Druck des Alltags zu entgehen, zugleich aber beruflich aktiv zu sein, was in Frauenpensionen niemals zu leisten sei.

Gesine überfliegt noch Modellrechnungen verschiedener Steuersätze für Frauen mit einem Kind, zwei und drei Kindern und Rentenmodelle und fragt dann den Vorgesetzten, welche Art Reaktion auf die Erklärung folgen solle.

„Offensichtlich haben die Damen von pro patria nur unzureichende Vorstellungen von den Frauenpensionen. Wir haben deshalb beschlossen, die ohnehin geplante Inspektion einiger Pensionen auf heute vorzuziehen und haben dazu eine Vertreterin der pro patria eingeladen. Sie, Fräulein Gesine, werden ebenfalls mit von der Partie sein und Ihre Aufgabe

besteht darin, der Öffentlichkeit ein wirklichkeitsnahes Bild vom Leben in den Pensionen zu vermitteln. Halten Sie sich vor Augen, dass wir junge Frauen ansprechen wollen, ihnen gilt die Einladung, unsere Heime aufzusuchen.“

Der Vorgesetzte sagt noch beim Hinausgehen: „In einer halben Stunde brechen wir auf.“

Die erste zu inspizierende Pension ist nach kurzer Fahrt erreicht, sie liegt am Rand der Hauptstadt, nahe dem Wannsee, eine von alten Bäumen umstandene Villa. Cordelia und die Vertreterin von pro patria begrüßen eine sich völlig überrascht gebende Pensionschefin. Sie ist jung und trägt wie das übrige Personal braune Röcke zu beigefärbenen Blusen. Gesine drückt niemandem die Hand, verkrampft hält sie ihre Aktenmappe.

In der Eingangshalle sind Sofas mit geblühten Bezügen aufgestellt, die darüber hängenden Stiche zeigen Stadtansichten aus früheren Jahrhunderten.

Die Heimleiterin bietet ihren Besuchern Erfrischungen an, Cordelia winkt ab, sie habe dafür keine Zeit, wolle vielmehr wissen, wie die Heimauslastung derzeit sei.

„Sie liegt bei dreißig Prozent“, sagt die Heimleiterin.

„Wie ist das möglich?“, fragt Cordelia. „Die Einrichtung ist technisch auf dem neuesten Stand, das Personal bestens geschult und beim Management habe ich bewusst auf Frauen im schlagkräftigen Alter gesetzt.“

„Wir liegen zu nahe an der Stadt“, sagt die Heimleiterin. „Für viele Frauen ist die Hemmschwelle zu groß, im vorbeifahrenden Bus die eigene Mutter oder den Onkel zu sehen.“

„So ein Blödsinn“, ruft Cordelia, „Hemmschwellen überwindet man mit PR.“ Sie sieht dabei Gesine an. „Das Sicherheitskommissariat beabsichtigt inmitten der Stadt, dort, wo jetzt noch die Seniorenkolonien stehen, Heime zu

eröffnen, in denen unsere Mütter dann so versorgt werden, wie man es sich nur wünschen kann, also auch die Chance haben, interessante Berufe auszuüben. Sie sehen“, sagt Cordelia zur Vertreterin der pro patria, „wir nehmen Ihre Anregungen durchaus ernst und werden sie umsetzen. Erfolg haben wir damit allerdings nur, wenn die Akzeptanz unserer Pensionen deutlich steigt.“ Cordelia sagt im Tonfall von Vertrautheit: „Dreißig Prozent Auslastung sind eine Lachnummer. Ich wünsche hundert Prozent. Wird die pro patria uns dabei unterstützen?“

Die Angesprochene schweigt mit freundlichen Mundwinkeln. Cordelia möchte nun Zimmer in der ersten Etage sehen und mit Schwangeren sprechen. Gesine hat einen pelzigen Geschmack auf der Zunge und blickt zum Ausgang. Die erste Hochschwangere, auf die sie treffen, ist zu Gesines Erleichterung älter als zwanzig Jahre und wurde nicht, wie in ihren Albträumen, in das Heim verschleppt. Sie liegt im Bett, blättert Illustrierte durch und gibt bereitwillig Auskunft. Das Kind habe sie sich bei einer wilden Party eingebrockt, sei von einem Unbekannten. Da Schwangerschaftsabbruch nicht mehr in Frage komme, wolle sie das Kind austragen, aber im Heim belassen.

Ob sie sich auf diese Art noch weitere Kinder vorstellen könne, fragt Cordelia.

„Das hänge davon ab.“

„Wovon?“

„Von den Umständen. Man muss sehen, wo man bleibt.“

Cordelia nickt zufrieden und geht zur nächsten Frau, die unlängst entbunden hat und ihr Kind ebenfalls in der Pension lassen will, weil das modern sei. Die dritte Befragte gibt an, ihr sei erst nach den Fruchtbarkeitsuntersuchungen klargeworden, wie wichtig ein Kind für eine Frau sei. Leider habe sie keinen Mann, sei zudem in der Jugend missbraucht worden und könne Männern nicht mehr vorurteilsfrei gegen-

übertreten. Deshalb habe sie sich hier einer Befruchtung unterzogen. Sie wolle das Kind mit nach Hause nehmen.

Ob sie sich noch ein weiteres Kind vorstellen könne, fragt Cordelia.

„Ja, noch mindestens eins.“

Wieder draußen, überlässt Cordelia der Vertreterin von pro patria, welches der nahe gelegenen Heime als nächstes aufgesucht werden soll. Die Wahl fällt auf eine Pension nahe Potsdam, einem einstigen, nun großzügig umgestalteten Kindergarten. Sieben Frauen wohnen dort derzeit, die älteste ist dreißig Jahre, die jüngste fünfzehn. Sie sei von ihrem Freund rangenommen worden, er habe einfach so viel Geilheit in sich und könne nicht anders. Aber den Eltern dürfe sie mit einem Kind nicht kommen.

An der Notwendigkeit der Pensionen bestehe wohl kein Zweifel, sagt Cordelia zur Vertreterin von pro patria, die erwidert, dass nach ihren Informationen ein großer Teil junger Schwangerer in den Nachbarländern abtreiben oder die Sterilisation vornehmen lasse, um nicht mehr zu den Fruchtbarkeitsuntersuchungen zu müssen.

Das hässliche Wort „sterilisieren“ kommt Gesine nun wie eine Verheißung vor. Wäre sie steril, fiele sie aus mindestens der Hälfte aller über sie angelegten Datensätze. Mit den anderen Datensätzen, die es über sie oder Kollberg oder Hinkeldey gibt, die politische wie religiöse Einstellungen dokumentieren, wird Gesine wie jedermann leben müssen. Sterile Frauen kennen keine Fruchtbarkeitsuntersuchungen. Sie müsste, um diesen Eingriff legal durchführen zu lassen, allerdings in die Türkei oder nach Dänemark reisen. Wofür sie als Angehörige des Kommissariats eine Reisegeheimung benötigte, die man ihr aber nach den Sicherheitsbestimmungen kaum erteilen würde, schon gar nicht bei Angabe der Gründe.

Auf der Rückfahrt beschäftigt sie nicht die öffentlichkeits-

wirksame positive Darstellung der Frauenpensionen, sondern wie Ausnahmereglungen in den Reisebestimmungen zu finden sind.

Am Wochenende fahren Kollberg und Gesine an die Nordsee und übernachten in einem kleinen Hotel, das damit wirbt, bereits seit zwanzig Jahren weder Hunde noch Kinder zu beherbergen. Am Samstag bleiben sie wegen des kühlen Seewindes auf der geschützten Hotelterrasse. Containerschiffe gleiten am Horizont vorbei, vor der Küste kreuzen Segler. Kollberg erzählt von der Trauerfeier für seine Mutter, später Geschichten aus seiner Kindheit. Wie die Mutter ihm – dem Vierjährigen – das Schwimmen beigebracht habe. Mit dem Paddelboot auf den Wannsee, eine Wäscheleine um den Bauch und rein ins Wasser. Es sei zum Stehen flach gewesen, das habe er aber nicht gewusst und er wäre, von Angst getrieben, in kürzester Zeit zum Schwimmer geworden. Oder wie er während der Flegeljahre Greenpeace beigetreten sei, nur um den Vater zu ärgern, der ihn in seiner mit Orden behangenen Uniform bei jeder Gelegenheit aufgefordert habe, einen vernünftigen Beruf zu wählen und sich zur Truppe zu melden. Es sei zu Streitereien gekommen, böse Worte seien nicht ausgeblieben und die Mutter habe es große Mühe gekostet, zu schlichten. Dann spricht Kollberg über das schwierige Geschäft mit dem Verkauf der Seniorenkolonien. Er habe etliche Interessenten gehabt, die aber mit immer neuen Nachforderungen gekommen seien, etwa dafür zu sorgen, dass keines der betreffenden Häuser nachträglich noch unter Denkmalschutz gestellt werde. Das aber könne er nicht verhindern, das sei Angelegenheit der Stadt. Und wie er den verehrten Herrn Bürgermeister einschätze, bereite es dem sicher ein Vergnügen, ihm, Kollberg, möglichst viele Steine in den Weg zu legen. Im Grunde habe er es aber von den drei übrig gebliebenen potentiellen Käufern mit nur noch einem

ernsthaften Bewerber zu tun. Die anderen müssten ausscheiden, der eine, weil er zu einem Unternehmen der Sürücy-Bau gehöre, die andere Bewerberin sei eine Schweizer Immobilienfirma, er aber weder deren Solidität noch deren wirtschaftliche und politische Interessen prüfen könne. Um die Immobilien nicht an islamische Firmen zu verkaufen, denke er an eine sich politisch seriös gebende Londoner Gruppe, die bislang in Hafenanlagen investiere. Er hätte bei den Verhandlungen gern mehr Zeit, um die Bewerber genauer kennenzulernen, aber die Vorsitzende der Wohlfahrt dränge auf schnelle Abwicklung, weil man sonst in den Kolonien zu sanieren hätte, und das in erheblichem Umfang, was die Mittel der Wohlfahrt arg beanspruchen würde.

In der Nacht schlafen Kollberg und Gesine miteinander. Beide haben großes Vergnügen aneinander. Dennoch denkt Gesine auch in dieser Nacht daran, sich sterilisieren zu lassen.

Der erste Tag im Mai ist kühl; weil der Wind ausbleibt, gehen beide zum Strand. Gesine, die noch nie gern in der Sonne gelegen hat, wundert sich über sich selbst. Die Sonne empfindet sie nicht als lästig, sondern als wärmende Decke. Kollberg fragt, ob sie wisse, was heute vor vier Jahren gewesen sei.

Gesine starrt auf das Meer und sagt leise, sie wisse von jedem Tag seiner Karriere, und vor vier Jahren, als er Regierungschef wurde, habe sie im Stillen gedacht, das sei kein Job für jemanden wie ihn, sondern für jemanden wie Hinkeldey.

Ob sie meine, er sei als Regierungschef gescheitert, möchte Kollberg wissen.

Gesine fragt wie für sich selbst: „Gescheitert?“

Ihm seien als Regierungschef jedenfalls die Hände in einer Weise gebunden gewesen, wie er es vorher nie für möglich gehalten habe. Man glaube, man habe nun Zeit, um wichtige Dinge anzupacken, aber dann verbringe man die

meiste Zeit mit Vermittlungsgesprächen. Und sei eine Front begradigt, komme es von der anderen umso heftiger. Er, Kollberg, habe nie das Feindstrafrecht haben wollen. Und die Entlassung seines Innenministers tue ihm heute noch leid, aber ihm sei damals keine andere Wahl geblieben. Die Muslimische Union sei genauso wenig nach seinem Geschmack wie das Gegenstück, die Christliche Union, oder dieses Sicherheitskommissariat. Aber die Sachen könnten nicht mehr rückgängig gemacht werden.

Ohne dass Gesine weiß weshalb, verspürt sie ein Bedürfnis, aus ihrer Kindheit zu erzählen. Vom strengen Vater, einem Gymnasiallehrer, der bei einem Autounfall starb, als sie vierzehn Jahre alt war, von der Mutter, die dann als Sekretärin arbeiten musste, was sie nicht wollte, weil sie nie gearbeitet hatte. Ihre Mutter, plaudert Gesine, habe sich stets jung gefühlt, sei auch mit ihr zu Konzerten von Boygroups gegangen. Wirklich unschön sei gewesen, dass die Mutter lange vor dem Tod des Vaters ein Verhältnis gehabt habe und ihr, Gesine, diesen Mann immer als entfernten Verwandten verkauft habe. Bis ihr dann der Kragen geplatzt sei, und sie ihre Mutter nach dem Mann befragt habe. Da sei ihre Mutter zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben ausgerastet und habe sie angeschrien, sie solle sich niemals ungefragt in anderer Leute Angelegenheiten mischen. Sie sei von ihrer Mutter so durchgeschüttelt worden, dass ihr alles wehgetan habe und wenn sie daran denke, noch jetzt wehtue.

Kollberg gibt dem Druck der Vorsitzenden der Seniorenwohlfahrt nach und macht den Vertrag über den Verkauf von Gebäuden in den sogenannten Seniorenkolonien mit dem Londoner Unternehmen. Die Vorsitzende ist über das Geschäft mit dem Meistbietenden hochofrenet und billigt Kollberg eine stattliche Prämie aus dem Erlös zu. Aber schon einen Tag darauf wendet sich das Blatt. Kollberg betritt

gerade die Zentrale der Wohlfahrt, da wird er vom Sicherheitsposten geradewegs ins Büro der Vorsitzenden begleitet. Die zierliche Frau sitzt im Drehsessel mit der hohen Rückenlehne und zerrt am Zipfel ihres roten Seidenhalstuches: „Nicht jeder Tag ist gleich und manchmal passieren einem Fehler“, hebt sie an. „Aber es gibt Fehler, die niemals passieren dürfen, das ist Ihnen doch noch aus Ihrer früheren Zeit erinnerlich?“

Kollberg setzt sich unaufgefordert und blickt in das rot anlaufende Gesicht seines Gegenübers.

„Ich meine diesen Vertrag mit dem Londoner Unternehmen, das nun die Hälfte der Seniorenkolonien besitzt. Das ist schlicht eine Katastrophe, Herr Kollberg.“

„Ich weiß nicht warum“, sagt Kollberg, „gestern waren Sie noch ganz anderer Ansicht.“

„Weil ich mich auf Ihre Erfahrung und auf Ihren Instinkt verlassen habe, weil ich glaubte, Ihre Arbeit nicht kontrollieren zu müssen. Wissen Sie, von wem ich heute Nacht angerufen wurde? Von Herrn Hinkeldey persönlich. Um drei Uhr morgens. Und wissen Sie auch, was er mir sagte? Ob unser Verein von allen guten Geistern verlassen sei oder ob wir zum Islam übertreten wollen. Hinter Ihrem netten Londoner Vertragspartner, der angeblich brav Häfen bauen lässt, steht ein arabischer Fonds. Muslime. Geht Ihnen ein Licht auf? Sie haben die verdammten Ghettos an Muslime verkauft. Sie haben nicht einmal die erforderlichen Informationen über die Käufer aus dem Kommissariat abgerufen. Ich brauche Sie nicht erst darauf aufmerksam zu machen, dass unsere Zusammenarbeit ab sofort beendet ist. Ich werde Ihnen auch nicht die Gelegenheit eines formalen Rücktritts geben, ich werde Sie persönlich für diese grobe Fahrlässigkeit verantwortlich machen und das Sicherheitskommissariat wird das Seine gegen Sie tun.“

„Als Vorsitzende der Seniorenwohlfahrt haben Sie laut

Satzung die letzte Entscheidung“, sagt Kollberg. „Sie haben den Vertrag auch unterschrieben. Und können Sie beweisen, dass Ihre Unterschrift nicht schon vor der meinen auf dem Papier stand?“

Für einen Moment verschlägt es der Vorsitzenden die Sprache. Ruckhaft greift sie nach ihrem Halstuch. „Sie haben das ganze Unheil mit den Muslimen zu verantworten, Sie haben denen Tür und Tor geöffnet, Sie haben diesen Einhar Sürücy erst salonfähig gemacht.“ Die Vorsitzende lehnt ihren Kopf gegen die hohe Rückenlehne ihres Sessels und starrt zur Decke: „Mein Gott, waren das noch Zeiten, als muslimische Vereine von einem Innenminister einfach verboten werden konnten. Als man Deutscher sein konnte, ohne darüber groß nachdenken zu müssen.“

Im Juli bleibt bei Gesine zum zweiten Mal in Folge die Regelblutung aus und in der Sorge vor Krankheit, vor Krebs, geht sie zum Frauenarzt. Der diagnostiziert nach drei Minuten mittels Sonogramm die Ursache.

„Glückwunsch“, sagt er, „können Sie das Würmchen auf dem Monitor erkennen? Da, das ist der Kopf, hier der Rumpf.“

Er hätte zu Gesine auch sagen können, sie fliege gleich zum Mond, die Worte wären ihr ebenso fremd vorgekommen.

Gesine erwidert, als könne sie damit dem Arzt beweisen, einem Irrtum aufzusitzen: „Aber ich bin einundvierzig Jahre alt.“

Der Arzt lacht: „Wo ist da das Problem? Heutzutage bekommen Mütter mit fünfzig noch gesunde Kinder, da werden Sie das mit Ihren vierzig Lenzen doch wohl erst recht schaffen.“ Er verschreibt Stärkungsmittel und ordnet regelmäßige Untersuchungen an.

Gesines Verunsicherung bleibt. Sie sitzt stundenlang auf der Bank in ihrem Garten und hört in sich hinein. Was soll sie tun? Was, wenn sie ein krankes Kind bekommt? Ein Kind in dieser kleinen Wohnung? Sie sucht nach Erinnerungen, die etwas mit Babys zu tun haben, aber es gibt in ihrem Leben keine Erfahrung dazu. Alles, was mit dem Wort Baby zu tun hat, sind beiläufige Beobachtungen von Müttern mit Kindern. Sie denkt auch an die Berichte der Frauen in den Pensionen. Eine von ihnen zu werden, verursacht ihr ein vertrautes Gefühl: Ekel. Gesine überlegt, ob sie nach Dänemark fahren sollte, im Nachbarland werden Abtreibungen an über Vierzigjährigen noch legal vorgenommen.

Ihre Vermieterin, die alte Frau, bemerkt Gesines verändertes Verhalten rasch und fragt sie ohne Umschweife, ob sie Liebeskummer habe oder schwanger sei. Die alte Frau streicht sich über den Bauch, es sei die schönste Zeit ihres Lebens gewesen, sagt sie unbefangen. Erst die Schwangerschaft, dann zu sehen, wie die beiden kleinen Prinzesschen groß und größer wurden. Ihre Töchter leben in New York und in Australien, das sei viel zu weit entfernt, um dorthin zu fahren, aber einmal im Jahr kommen die beiden her, darauf freue sie sich und zähle die Tage: „Wissen Sie denn schon, was es wird?“

Die alte Frau bringt Gesine einen Stapel vergilbter Bücher für werdende Mütter. Gesine fasst sie nicht an, lauscht vielmehr auf Lebenszeichen in ihrem Bauch. Sie bleiben aus, Gesine sucht den Frauenarzt vor der Zeit auf und sagt, sie trage womöglich ein totes Kind in sich. Der Arzt legt das Herztonmessgerät an und stellt den Herzschlag des Kindes laut.

„Na, immer noch beunruhigt?“

Gesine behält das Klopfen im Ohr, es wird nun weich und klingt wie eine Liebkosung. Sie erzählt Kollberg von dem Baby. Er ist ebenso ratlos, wie sie es anfangs war, obwohl

Gesine gehofft hatte, ihn mit der Nachricht aufzumuntern. Denn seit seiner Entlassung aus der Seniorenwohlfahrt, seitdem die Presse sich auf Kollberg als Ursache allen Übels eingeschossen hat, lebt der Mann zurückgezogen in der Villa seines Vaters. Wortkarg, gebeugt und traurig. Im Kommissariat meldet Gesine ihre Schwangerschaft nicht an, weil sie davon ausgeht, dass ihr behandelnder Arzt ohnehin Meldung an das Fruchtbarkeitsamt machen muss. Als ihr Vorgesetzter sie aber ermahnt, endlich die PR-Geschichte zu den Frauenpensionen fertig zu stellen, sagt sie: „Ich schaffe das nicht. Ich bekomme jeden Tag aus allen möglichen Abteilungen Anforderungen. Außerdem bin ich schwanger.“

Gesine sagt es so entschieden, dass sie sich über sich selbst wundert. Mit einem Schlag wird ihr bewusst, dass sie sich für die Austragung des Kindes entschieden hat.

„Das ist ja wunderbar“, sagt ihr Vorgesetzter, „seit wann wissen Sie das, seit heute?“

„Ich bin im dritten Monat“, sagt Gesine mit fester Stimme.

„Wie? Und wieso weiß ich davon nichts? Im dritten Monat?“ Der Vorgesetzte schüttelt ungläubig den Kopf und verlangt Auskunft vom Fruchtbarkeitsamt.

Am Nachmittag soll Gesine zu Cordelia kommen.

„Glückwunsch, Fräulein Gesine“, sagt sie und kommt so dicht, dass Gesine ihren Atem spürt. „Wie fühlt sich das an? Ich freue mich für Sie. Was wird es denn? Wissen Sie was? Das ziehen wir richtig auf. Sie brauchen diesen PR-Bericht über die Pensionen nicht mehr machen, Sie selbst sind die beste PR.“

„Ich habe nicht die Absicht, in einer Pension zu entbinden“, sagt Gesine.

Cordelia nimmt Gesine am Arm: „Kommen Sie, das Kind gehört doch quasi zum Haus, zur Familie. Wer ist denn der Vater? Und wenn Sie keinen Vater kennen oder den

Namen nicht nennen mögen, umso besser. Das ist zeitgemäß. Sie sind ein beneidenswertes Beispiel für eine kinderorientierte, beruflich erfolgreiche Frau von über vierzig. Mein Gott, wie vielen unsicheren Frauen könnten Sie Mut machen, den gleichen Schritt zu gehen. Ich denke, das wird Ihre zukünftige Aufgabe bei uns sein. Fräulein Gesine, ich bin stolz auf Sie.“

Zur gleichen Zeit ringen die Ärzte um das Leben des Großmams. Eine schwere Lungenentzündung und ein zeitweiliger Herzstillstand versetzen Einhar Sürücy in größte Unruhe.

Er entschließt sich – gegen den Rat der Ärzte – den Imam an die lebensverlängernden Apparate schließen zu lassen.

„Obwohl wir ihm damit große Schmerzen bereiten werden?“, fragt der Arzt.

„Haben Sie keine Schmerzmittel? Setzen Sie ihn ins künstliche Koma.“

„Es ist unsinnig, sein Leben verlängern zu wollen, sein Körper stirbt.“

„Über Sinn und Unsinn eines Lebens entscheiden nicht die Ärzte. Ich möchte, dass der Imam am Leben bleibt.“

„Aus medizinischer Sicht ...“, kann der Arzt noch sagen, dann wirft ihn Einhar Sürücy aus dem Zimmer. Er verlangt vom Chefarzt der Mohammed-Klinik die weitere Behandlung des Patienten.

Nachmittags besichtigt der Bürgermeister der Hauptstadt mit seinem Bruder Murat eine der Seniorenkolonien. Meterhohe Aufsteller stehen vor den maroden Häusern: „Hier errichtet die Sürücy-Bau Seniorenquartiere für Deutsche.“ Hundert Meter weiter verkünden noch größere Aufsteller in türkischer Sprache die Errichtung eines islamischen Stadt-

176

zentrums mit mehreren Moscheen und Koranschulen.

„Du hättest sehen sollen, wie die getobt hat“, sagt Murat. „Unsere Schilder standen noch keine Stunde, da war die Zicke mit ihren Anwälten hier. Die Straße soll angeblich der Wohlfahrt gehören, aber sie gehört uns, und hier kommt niemand von der Wohlfahrt durch.“ Murat holt tief Luft wie nach einem erfolgreich bestandenen Kampf. „Ab morgen lass ich um das Ghetto eine Mauer hochziehen, und wenn’s sein muss, auch noch Wachtürme.

Seinen nächsten Termin hat der Bürgermeister im Sicherheitskommissariat. Er wurde von Cordelia einbestellt, um zu erklären, was gegen das grassierende Jugendbandentum unternommen werde. Aber Einhar Sürücy wird nicht von Cordelia empfangen, sondern von Gesines Chef. Er fertigt den Bürgermeister im Flur mit einer Standpauke ab, die jeder Angestellte, auch Gesine, mithören muss.

Warum der Bürgermeister die Sicherheit der Hauptstadt nicht mehr im Griff habe, wann die Überfälle auf alte Menschen und die systematischen Plünderungen in den Seniorenkolonien endlich aufhören, was für Gräueltaten von den Banden noch verübt werden müssen, bevor der Herr Bürgermeister gegen seine Landsleute und Glaubensgenossen vorgehe. Denn das sei dank biometrischer Daten eindeutig ermittelt, die Schuldigen seien keine Deutschen. Das Sicherheitskommissariat lasse ihm vier Tage Zeit, das Problem zu lösen, die Zeit reiche aus, weil die Anstifter hinlänglich bekannt seien. Andernfalls würde das Sicherheitskommissariat den Notstand über die Hauptstadt verhängen und als erstes den Herrn Bürgermeister von seinem Posten entfernen. Dann kann Einhar Sürücy gehen, verabschiedet mit einer nachlässigen Handbewegung von Gesines Chef.

Der Bürgermeister beschließt, noch am gleichen Tag auszuführen, was das Sicherheitskommissariat in einer Verordnung gegen das Bandentum festgelegt hat. Er lässt in

bereits geräumten Arealen der Seniorenkolonien Container aufstellen, die von meterhohem Maschendraht eingefasst und von einer bewaffneten Schutztruppe bewacht werden. Am zweiten Tag sitzen bereits ein Dutzend jugendliche Bandenmitglieder im Arbeitslager, von der Polizei auf frischer Tat erwischt und von einem Schnellgericht verurteilt. Einhar Sürücy geht noch weiter, er lässt um das Lager Kameras aufstellen, deren Bilder rund um die Uhr in einigen TV-Kanälen zu sehen sind.

Die Häftlinge sortieren aus dem Schutt abgerissener Ghettohäuser noch verwertbare Materialien: Zinkbleche von Dächern, Marmorstufen aus Treppenhäusern, Eichenbalken, Flügeltüren, kunstvoll geschmiedete Balkoneinfassungen. Abends beschimpfen die Häftlinge vor den Kameras den Bürgermeister in aller Herren Ländern Sprachen als Faschist, Nazi, Hitler und schwören ihm Rache: „Fick deine Mutter.“

Einhar Sürücy verhängt für die islamischen Jugendlichen der Hauptstadt eine Ausgangssperre ab zweiundzwanzig Uhr.

Gesine spürt ihr Kind, es tritt mit den Beinen und streckt die Arme gegen ihren Bauch. Sie streichelt über die Wölbung, sitzt lange auf der Gartenbank und summt Lieder, die sie aus ihrer Kindheit kennt.

Sie kauft sich lange, weite Kleider in Lindgrün oder Türkis; Kollberg begleitet sie dabei, schenkt ihr eines, groß bedruckt mit Sonnenblumen. Gesine liest in Büchern über die Schwangerschaft. Aber obwohl sie bis zur Entbindung noch drei Monate Zeit hat, steigt ihre Angst vor dem Sicherheitskommissariat fast täglich. Dass man sie zur Entbindung in eine Pension stecken könnte, oder dass man ihr Kind dort behielte. Sie weint öfter, und Kollberg – hilflos und von Selbstmitleid geplagt – weiß nichts anderes zu sagen als: „Dem Kommissariat traue ich alles zu.“

Endlich vertraut sich Gesine ihrer Vermieterin an und erzählt, wo sie arbeitet und was sie befürchtet.

Erschrocken fragt die Hauswirtin: „Was, Sie arbeiten in diesem ekelhaften Verein? Aber das ist nun egal. Ich sage Ihnen, was wir machen werden: eine Hausgeburt. Da lernt das Kleine gleich den richtigen Stallgeruch.“

Gesine beantragt, verkürzt zu arbeiten, man gewährt es ihr. Die gewonnene freie Zeit verbringt sie mit ihrer Vermieterin, Gesine darf sie fortan Marianne nennen.

„Das war 1960 so ein Modename. In meiner Klasse hießen drei Mädchen Marianne, gerufen Mary, so wie diese Schlagersängerin, aber das kennst du alles nicht mehr. Ich habe mich daran gewöhnt. Hast du für das Mädchen einen Namen parat?“

„Sein Vater hat sich Alexa gewünscht.“

Die alte Frau lacht auf: „Alexa? So heißen Hunde. Und wieso kann sich der Erzeuger einen Namen wünschen? Wieso wünschst du dir nicht den Namen? Das ist dein Kind.“

Gesine kann zwei Monate vor der Geburt ihres Kindes das Kommissariat verlassen, Cordelia redet aber noch einmal auf die werdende Mutter ein. „Niemand kann gezwungen werden, in einer unserer Pensionen sein Kind zur Welt zu bringen, im Gegenteil, niemand bemüht sich mehr um ein gutes Klima für unsereinen als dieses Haus. Aber wir sind nun mal nur eine Handvoll Frauen im Kommissariat, und Sie sind unter denen die erste, die ein Kind bekommt. Sie könnten vielen jungen Frauen Mut machen, es Ihnen gleich zu tun, Sie wären dann Patin vieler Kinder, deutscher Kinder. Das wird Sie ein Leben lang mit Stolz und Genugtuung erfüllen. Sie werden dann die vielen kleinen unschönen Dinge des Alltags vergessen. Man wird Sie zu Taufen und Geburtstagen einladen, Sie werden Interviews geben und sagen, wie froh Sie sind, diesen, Ihren Weg gegangen zu sein.“

„Ich werde zur Entbindung keine Pension aufsuchen“, sagt Gesine, „ich werde nie wieder einen Schritt in eine Pension tun.“

„Gut.“, sagt Cordelia. „Sie wissen, ich liebe klare Entscheidungen.“

„Ich werde mich auch nicht als Frau aus dem Kommissariat zu erkennen geben und anderen Frauen irgendetwas erzählen. Ich will in Ruhe mein Kind zur Welt bringen.“

„Ich kann Sie verstehen, Fräulein Gesine, Sie müssen in keine Pension. Glauben Sie aber nicht, dass es in dieser Welt die Ruhe gibt, die Sie sich wünschen.“

Kollberg besucht Gesine nun öfter in ihrer kleinen Wohnung. Er übernimmt sogar unter Gesines Regie dringende Gartenarbeiten. Er berichtet beim Beschneiden abgeblühter Rosen und zu üppig wuchernden Knöterichs von seinem Vater, der nun tatsächlich wieder gehen könne. Zumindest die zehn Schritte vom Wohnzimmer bis in die Küche oder in das Bad. Kollberg gießt Astern und Petunien, die im milden November noch prächtig blühen. Jedes Mal, bevor er sich verabschiedet, lädt er Gesine ein, in das Haus seines Vaters zu ziehen, in dem Platz für eine ganze Fußballmannschaft sei.

„Ich möchte hierbleiben“, sagt Gesine.

Im letzten Monat vor der Geburt ihres Kindes findet Gesine die ersehnte Ruhe. Schnee ist gefallen. Die weiche weiße Decke bringt die Welt um sie herum zum Schweigen. Nur wenn sich ihre Vermieterin die zwölf Stufen hochmüht, zwischendurch muss die alte Dame immer drei Pausen einlegen, horcht Gesine auf. Die beiden Frauen reden stets lange miteinander, Gesine fragt, was sie schon oft gefragt hat: Ob und wie sie einen Blasensprung vor der Geburt bemerke,

wie sich die Vorwehen von den Geburtswehen unterscheiden, was zu tun sei, wenn das Kind im Geburtskanal stecken bleibe, ob ein Kaiserschnitt am Ende doch sicherer sei, was von einer Wassergeburt zu halten sei, ob sie bei der Geburt viel Blut verlieren werde. Gesine bekommt die bekannten Antworten und ist damit zufrieden. Die Vermieterin schließt jedes Mal mit dem Satz: „Denken Sie nicht so viel an sich, sondern an das Kind.“

Sieben Tage vor dem errechneten Geburtstermin wird Gesine von der Hebamme, einer kleinen Frau mit kurzen Fingern, besucht.

„Sie brauchen überhaupt keine Sorge zu haben, ich bin auf Spätgebärende spezialisiert.“

Die Hebamme tastet Gesines Bauch ab, prüft, ob sich der Muttermund schon geöffnet habe und sagt: „Alles wunderbar.“

Gesine bittet Kollberg, zu ihr zu ziehen, er soll da sein, falls es doch Komplikationen gibt, und er soll zusehen, wenn das Kind zur Welt kommt. Kollberg schläft im kleinen Schlafzimmer in Gesines Bett. Er kauft für sie ein, bringt stets Blumen mit, die Gesine aber ins Treppenhaus stellt, weil sie gelesen hat, dass sämtliche Winterblumen chemisch behandelt seien. Gesine und Kollberg sind tagsüber viele Stunden im Garten, die Wege sind matschig gelaufen. Gesine plant, einen Kindergarten anzulegen, niedrige Hecken sollen Sandkiste, Karussell und eine Schaukel einfassen. Von Kollberg wünscht sie sich ein Kinderhaus, den Entwurf dafür zeichnet sie auf die Verpackung von stets mitgeführten Eisentabletten.

„Ob ich der geeignete Handwerker bin?“, zweifelt Kollberg.

„Du wirst hier ein Schlösschen bauen.“

„Für ein Baby? Hat das nicht noch ein Jahr Zeit?“

„Ich möchte Kletterrosen an das Gartenhaus setzen, und

die brauchen, bis sie blühen.“

Kollberg dreht die Tablettenverpackung in seinen Händen, im silbergrauen Himmel fliegen Krähen.

Gesine bekommt ihr Kind einen Tag vor dem berechneten Termin. Die Hebamme ist rechtzeitig zur Stelle, jeder ihrer Handgriffe beweist Routine. Nur Kollberg verliert die Beherrschung, als Gesine in den Geburtswehen schreit.

„Tun Sie doch was.“

„Wollen Sie rausgehen?“, fragt die Hebamme ungerührt.

„Er soll bleiben“, sagt Gesine und fragt, als die Schmerzen etwas nachlassen fast flehentlich: „Wann ist das denn vorbei?“

Das Kind – ein Mädchen – kommt nach vier Stunden auf die Welt. Seine Haut ist krebsrot, worüber Kollberg erschrocken ist und deshalb auf irgendeine entsetzte Reaktion der Hebamme wartet. Die aber trennt die Nabelschnur ab und fragt Kollberg: „Wollen Sie die behalten?“

„Ich habe Durst“, meldet sich Gesine leise.

„Tun Sie was, geben Sie Ihrer Frau zu trinken“, sagt die Hebamme.

Kollberg behält das rot angelaufene Kind, das nun schreit, im Auge, ebenso die Hebamme. Sie erscheint ihm in allem, was sie macht, verdächtig. Dann soll er sein Kind waschen.

„Aber Vorsicht, es ist glitschig wie ein Aal.“

Kollberg schüttelt den Kopf, sagt, er werde sich nicht vom Fleck rühren.

Die Hebamme kümmert sich um die Nachgeburt.

Es ist Gesines Vermieterin, die dem völlig überforderten Kollberg hilft. Sie schaukelt das Kind und wäscht es. Kollberg soll eine blutverschmierte Tüte fortschaffen. „Sie stehen ja doch nur im Weg“, sagt die Hebamme.

Nach einer halben Stunde hält Gesine ihre Tochter in den

Armen. Das Kind trinkt, erschöpft von der Geburt schläft es an der Brust seiner Mutter ein.

Am folgenden Tag hat Gesine Besuch von ihrem Vorgesetzten und Cordelia. Sie gratulieren und überreichen einen großen Korb mit Geschenken. Der Vorgesetzte fragt, ob er von Gesine und ihrem Kind ein Foto machen dürfe, wartet jedoch die Antwort nicht ab.

Kollberg, der keine Zeitungen mehr liest, seitdem er über Tage von den auflagestärksten Blättern als Moslemknecht gebrandmarkt worden war, bleibt beim Einkaufen der Mund offen stehen, als auf Seite eins gleich dreier Zeitungen Gesine mit ihrem Kind zu sehen ist. Die fett gedruckten Überschriften lauten: „Frauenpensionen setzen sich endgültig durch“ – „Mitarbeiterin des Sicherheitskommissariats entbindet in einer Pension“ – „Die neue deutsche Mutter ist vierzig. Exklusivinterview mit der Mutter“.

Kollberg nimmt von sämtlichen Tageszeitungen ein Exemplar mit, im Treibhaus von Gesines Garten liest er die Berichte durch. Der Tag vor der Geburt: Mütter in der Pension. Kollberg sieht in die Kamera lachende Frauen, Gesine ist nicht darunter. Der Tag der Geburt: Ein Kreißsaal mit Ärztin und Hebamme ist zu sehen, von hinten eine Hochschwangere. Die Geburt: Drei große Fotos zeigen gespreizte Beine, einen Babykopf, Hände in Gummihandschuhen und ein schreiendes Kind.

Kollberg zerreißt die Zeitung und sitzt frierend neben seinem Einkaufskorb. Im letzten Blatt findet er auf Seite zwei das Exklusivinterview der Woche: „Die Redaktion gratuliert Ihnen zu Ihrem Kind und wir danken Ihnen dafür, dass Sie für unsere Leser Zeit haben. Natürlich sind wir neugierig darauf zu erfahren, wie Sie die Geburt Ihres Kindes erlebt haben.“

„Als ein großes Glück.“

„Inwiefern?“

„Ich hatte mir schon vor zehn Jahren ein Kind gewünscht, aber man lebt nicht allein auf der Welt und muss planen.“

„Als Sie den Kreißsaal betreten haben, was fühlten Sie da?“

„Ich war völlig entspannt. Es gab da keine hellen Scheinwerfer oder störenden Geräusche von Instrumenten. Es roch nach, wie soll ich das beschreiben, jedenfalls nicht nach Krankenhaus.“

„Nun bringen Frauen ja schon seit Tausenden von Jahren Kinder zur Welt, warum ist die Geburt in einer Pension etwas anderes?“

„Weil man die Geburt beinahe gar nicht merkt. Das ist jetzt schwer zu erklären, außerdem sind Sie beide ja Männer (lacht). Das Team ist so eingespielt und konzentriert sich so sehr auf die Mutter, dass ihr wohl die Hälfte der üblichen Beschwerden abgenommen werden.“

„Und die andere Hälfte?“

„Die Mütter in den Pensionen werden bestens auf die Geburt ihres Kindes vorbereitet. Sie wissen zu jeder Zeit, was passieren wird, wie ihr Körper reagiert.“

„Können Sie uns ein Beispiel sagen?“

„Ich hatte zum Beispiel kurz vor der Geburt starke Rückenwehen, die schmerzen für gewöhnlich hundsgemein, wenn ich das so sagen darf. Aber die konnten mir nichts anhaben. Ich erhielt eine spezielle Akupunktur. Da ist sofort jemand zur Stelle und sorgt für Entspannung.“

„Sind Sie verheiratet?“

„Nein.“

„Wollten Sie das Kind von diesem ganz bestimmten Mann oder hätte es auch ein anderer sein können?“

„Ich wollte vor allem ein Kind.“

„Das klingt alles vernünftig und überlegt.“

„Entschuldigen Sie, aber die wilden Jahre sind irgendwann einmal vorbei.“

„Genau darauf wollen wir hinaus. Haben Sie in der Pension auch Frauen getroffen, bei denen das Leben nicht so planmäßig verlief?“

„Ja.“

„Zum Beispiel?“

„Da waren drei junge Frauen, ich sollte besser sagen – Kinder.“

„Wie alt waren sie?“

„Zwischen fünfzehn und siebzehn Jahren. Sie hatten gerade entbunden, stehen aber nun vor der Entscheidung, ihr Kind in der Pension zu lassen oder es an ausländische Adoptivvermittlungen zu verkaufen.“

„Eine schlimme Unsitte.“

„Ja. Zumal diese Frauen oder Mädchen ihre Kinder nicht wollten, sie aber wegen der Gesetzgebung austragen mussten. Sie hatten bereits vorher die Schule abgebrochen und lebten von Gelegenheitsarbeit.“

„Was schließen Sie daraus?“

„Es wäre gerade für solche Mütter gut, wenn sie mit der Geburt eines Kindes auch beruflich Chancen bekämen. Und Mutter werden kann man auch lernen, es kann sogar zu einem Beruf werden.“

„Wir danken Ihnen für das Gespräch.“

Kollbergs Schock schlägt allmählich in Wut um, Kampfeswille beherrscht ihn wie in Zeiten seiner ersten Parteiposten, als er wegen seiner kühnen Wortattacken gefürchtet war. Er ruft Hinkeldey an, aber die Sekretärin stellt ihn erst nach Drohungen durch.

Es gebe Grenzen, die Politiker stets akzeptiert hätten, dazu gehöre das Privatleben. Erst recht, wenn man ausdrücklich keinen Medienrummel wünsche, sagt Kollberg

„Schön von Ihnen zu hören“, antwortet Hinkeldey. „Und

ich dachte schon, Sie wollen mir mitteilen, dass Sie den Ghettovertrag, pardon, den Vertrag mit ihren muslimischen Freunden über den Verkauf der Seniorenkolonien annulliert haben.“

Hinkeldey solle die Finger von seiner Familie lassen, entgegenet Kollberg.

„Welche Familie? Ich wusste gar nicht, dass Sie jetzt auf Familie machen, das ist ja erfreulich.“

Falls seine Bluthunde weiterhin das Zeug verbreiten sollten, hole er sich Journalisten, aber die werden eine andere Story erzählen, erhält Hinkeldey zur Antwort.

„Man sollte nie mit Feuer spielen, wenn kein Feuerlöscher zur Hand ist“, sagt Hinkeldey und legt auf.

Kollberg bleibt in den nächsten Tagen an Gesines Seite. Außer, um im Garten spazieren zu gehen, verlassen sie das Haus nicht. Auf Gesines Frage, warum sie mit dem Baby nicht einige Schritte auf der Straße gehen könne, sagt Kollberg: „Du musst mit Paparazzis rechnen.“

„Warum muss ich das? Bin ich Marilyn Monroe?“

„Es ist zu gefährlich, es wäre unklug, wenn jeder von uns allein weitermache. Ich möchte, dass wir in das Haus meines Vaters ziehen. Ich habe bereits alles arrangiert. Die obere Etage wird gerade renoviert und bekommt einen separaten Eingang. Wir sehen den alten Herrn gar nicht.“

Gesine umarmt Kollberg: „Ich freue mich.“

Sie zeigt zu ihrem Garten: „Was wird daraus?“

„Du wirst dir einen neuen Garten anlegen.“

Kollberg gelingt es fünf Tage lang, Gesine die Außenwelt vom Leib zu halten, am sechsten Tag bringt der Einkaufsservice, der sie mit frischen Lebensmitteln versorgt, auch Zeitungen mit, die Kollberg übersieht, aber Gesine findet. Ihr lächelndes Gesicht ist beim Spaziergang mit Kinderwagen, beim Entenfüttern und beim Stillen zu sehen, montiert in Aufnahmen von anderen, ihr ähnlich sehenden

Frauen.

Als Kollberg die Zeitungen bemerkt, läuft er im Gesicht rot an.

„Du hast es gewusst?“, fragt Gesine.

„Ja“, sagt er.

Gesine schiebt die Zeitungen weg.

„Ich habe von Hinkeldey verlangt, das einzustellen, ich habe bei Gericht Einstweilige Verfügungen gegen die Blätter beantragt, bisher nützte es nichts, sie schreiben jeden Tag mehr.“

„Und da glaubst du, wir werden im Haus deines Vaters Ruhe finden?“

„Irgendwann wird auch das vorbei sein.“

„Nein“, sagt Gesine, „es ist ein Irrtum zu glauben, es gehe vorbei. Nicht, wenn man einmal mit Leuten wie Hinkeldey oder seinem Flittchen zu tun hatte. Sie betrachten unser Kind, dich und mich als verfügbare Figuren auf ihrem Schachbrett. Sie schieben uns hin und her, sie können gar nicht anders. Du konntest auch nicht anders, als du noch dabei warst.“

Für einen Moment blickt Kollberg wieder so, wie ihn Gesine in den letzten Wochen oft gesehen hat: ratlos. Aber dann sagt er fast unbekümmert: „Ich habe genug Geld aus der Abfindung, wir können überall hinziehen, wir müssen überhaupt nicht in dieser Stadt bleiben. Wir müssen auch nicht in diesem Land bleiben.“

Gesine schaut auf ihre Tochter, sie liegt im Korbwagen und schläft. Wird sie unruhig, schaukelt Gesine den Wagen, und am Baldachin befestigte Klangstäbe schlagen dann zarte Töne.

„Wirst du ohne deine Partei und ohne Macht leben können? Was hast du gesagt, die Rückfallquote von abgehalfterten Politikern liegt bei neunzig Prozent.“

„Außergewöhnliche Situationen erfordern außergewöhn-

liche Lösungen“, entgegnet Kollberg.

Das Baby im Wagen streckt sich. Vielleicht ist Ogygia der richtige Ort für uns, denkt Gesine.

Obwohl Einhar Sürücy seit langem damit rechnen muss, dass der Großimam trotz aller Maschinen von einer Minute auf die andere sterben kann, ist er tief erschüttert, als es dann geschieht. Vom stattlichen und gut genährten Geistlichen ist ein abgezehrter blasser Körper übrig geblieben, ein wächsernes Gesicht mit spitzer Nase und tief herunterhängenden Mundwinkeln. Der Großimam war nicht nur sein Lehrer und Berater, sondern hatte ihm auch den Vater ersetzt.

Der Anwalt kniet neben dem Toten und betet. Am Abend wird der Großimam beigesetzt. Geistliche aus der Türkei, aus Syrien, Saudi-Arabien, Indien und dem Iran stehen mit ihren Gefolgen am Grab. Einhar Sürücy kennt nur wenige von ihnen, und ihm ist schlagartig klar, dass seine Hausmacht eingebildet und sein Einfluss darauf, wer hier als nächster Großimam predigen wird, bedeutungslos ist. Einhar hatte in den letzten Wochen versucht, zu möglichst vielen Geistlichen Kontakte zu knüpfen, um sie für seine Ideen zu gewinnen. Er war nur auf verhaltenes Interesse gestoßen, kein Ajatollah, Mufti, Imam oder Scheich wollte sich offen auf seine Seite stellen, und von einer zweiten Hauptstadt des Islams nach Mekka mochte gar niemand reden. Einhar hatte versäumt, eigene Verbindungen zu den klassischen Universitäten und Koranschulen aufzubauen, junge Geistliche für sich zu werben, die alten Lehrer einzuladen. Am Ende des Tages muss sich der Vorsitzende der Muslimischen Union fragen, was nun aus seinem Werk wird. War es eine Utopie, muss er anders weitermachen oder gar von vorn anfangen?

Zwei Tage später fällt die Entscheidung, Großimam für die Hauptstadt wird ein iranischer Gelehrter aus Teheran. Er

lässt den Vorsitzenden der Muslimischen Union wissen, dass sich ab sofort nur noch der Großimam in seinen Predigten über die Glaubensangelegenheiten äußere, er beruft Einar Sürücy als Vorsitzenden der Muslimischen Union ab und setzt einen Wächterrat ein.

Der neue Großimam redet nach einer Woche selbst mit Einar Sürücy. Was den Anwalt zuerst erstaunt, sind die großen blauen Augen und eine völlig kontrollierte Gestik. Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, bewegt der neue Imam lediglich seinen Zeigefinger ein wenig. Ruhig spricht der Gelehrte, es kommt Einar wie eine stundenlange Urteilsbegründung vor, tatsächlich dauert die Unterredung keine zwanzig Minuten. Dass die Fahnen des Islam wieder über Landschaften wehen werden, die das Glück hatten, unter der Herrschaft des Islam gestanden und den Ruf der Muezzine gehört zu haben. Aber dann seien die Ungläubigen eingedrungen und das Licht der Erleuchtung sei verloschen. Andalusien, Sizilien, der Balkan, Süditalien, das seien von jeher islamische Kolonien wie das Mittelmeer, das Rote Meer und was sich Israel nenne. Das müsse, das wolle und das werde in den Schoß des rechten Glaubens zurückkehren. Die geistigen Führer der islamischen Welt hätten mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, was er, Einar Sürücy, mit seiner Muslimischen Union vorhabe. Was ihm, Einar Sürücy, da vorschwebte, sei eine Art technokratischer Euroislam. Das könnte, wenn Gläubige, die in Europa leben und lange genug der westlichen Dekadenz ungeschützt ausgesetzt bleiben, sogar funktionieren. Sei für vermögende muslimische Geschäftsleute, die oft in Europa zu tun hätten, sogar attraktiv. Aber was, bitte schön, hätten islamische Luxusviertel inmitten einer europäischen Hauptstadt mit dem Geist des Korans, den Worten des Propheten und dem Willen Allahs zu tun? Die früheren Kolonien rund um das Mittelmeer seien traditionell islamisch, das gelte jedoch nicht für Westeuropa

oder Amerika, wo Christen und Juden in ihrer Gottlosigkeit das Sagen haben. Diese Landstriche gehören zum Haus des Krieges, in dem Märtyrer so lange Zeichen setzen werden, bis aus dem Haus des Krieges das Haus des Islams werde.

Nichts anderes wolle er auch, es sei aber eine Frage der Mittel, unterbricht Einar Sürücy. Übrigens habe Luther das Christentum auch nicht von Rom aus reformiert.

Da nickt der Großimam und streckt seinen Zeigefinger: Eben, nicht reformiert, sondern gespalten, und das solle dem Islam erspart bleiben. Ob er, Einar Sürücy, noch nicht begriffen habe, dass Islam gelebtes Märtyrertum bedeute? Ob er wirklich daran glaube, den wahren Islam durch den Bau schöner Städte hierher verpflanzen zu können? Der Islam brauche die Ungläubigen in Europa und Amerika, denn sie seien jener Samen, aus denen Märtyrer gedeihen. Ein Islam ohne Märtyrer sei aber kein Islam.

Der neue Großimam lässt sich auf keine Debatte ein, sondern verliest einen Fragenkatalog des Wächterrates. Warum im Rathaus weder türkisch noch arabisch gesprochen werde? Warum muslimische Wohngegenden noch deutsche Straßennamen tragen? Warum es in und an öffentlichen Gebäuden Gegenstände gebe, die den Propheten beleidigen, etwa Plastiken am Zeughaus, abgeschlagene Köpfe, von denen etliche eindeutig türkische Krieger darstellen? Gemälde in Museen, die ein einziger Angriff gegen die Sitte und den Anstand der Gläubigen seien? Warum noch Hauptstadtzeitungen erscheinen dürfen, in denen Deutsche offen ihre Ablehnung gegen muslimische Werte bekundeten? Das umgehend abzustellen, sei ein würdiges Glaubensbekenntnis, damit könne der Bürgermeister sich verdient machen.

Einar erwidert dem Großimam, der kaum älter ist als er selbst ist, nichts. Während er ins Rathaus gefahren wird, versucht er seine Gedanken zu ordnen, aber es gelingt ihm nicht. Heillos wie in einem wilden Traum geht es zu. Als sein

Wagen an einem der Ghettos vorbeifährt, huscht ein Lächeln über sein Gesicht. So wie hier, weichen in etlichen Städten in diesem Moment die maroden Häuser und es werden islamische Quartiere entstehen, sein Bruder wird sie bauen und er, Einhar Sürücy, wird dafür sorgen, dass sie nicht leer stehen.

Der Sicherheitskommissar Hinkeldey ist zufrieden, er hat in der Zentrale jedes Wort des neuen Großimams mitgehört genauso wie den zaghaften Einwand von Einhar Sürücy. Hinkeldey lehnt bequem in seinem Sessel und überlegt, welche Konsequenzen sich aus dem abgehörten Gespräch ergeben. Er zupft dabei mit einer spitzen Pinzette Haare vom Rücken seiner Finger. Vor Jahren war es ein kaum spürbarer Flaum, als aber Cordelia unlängst beim Betrachten seiner Hände im Spaß von beginnender Vergreisung sprach, erklärte der oberste Sicherheitsbeamte die Haare ebenso zu Feinden wie Einhar Sürücy mit seiner Muslimischen Union. Hinkeldey hat eine Methode gefunden, um nahezu jedes Haar zu liquidieren. Er tastet mit gespitzten Lippen über die Haut seiner Finger, jeden Tag.

Hinkeldey legt die Pinzette in die Schublade seines Schreibtisches zurück, sie hat ihren Platz neben dem Poliertuch für Fingernägel und einem Haargel. Er stellt seinen Computer an und öffnet mit dem Passwort den Sicherheitsspeicher. Er will das abgehörte Gespräch unter Einhar Sürücy speichern. Als Hinkeldey den Namen eingibt, erscheint nur eine leere Seite auf dem Monitor. Der Sicherheitskommissar gibt ein zweites Codewort für die Dossiers ein, bekommt aber wiederum nur den Hinweis, dass keine Informationen mehr gespeichert seien. Albernes Zeug, brummt Hinkeldey und gibt Chiffren ein, die ihm die Akten über Kollberg, Gesine und Cordelia öffnen. Aber auch diese

Seiten sind gelöscht. Ganz gleich, ob er biometrische Daten, Strategiepläne oder gespeicherte E-Mails seiner französischen und niederländischen Kollegen aufruft, die virtuellen Ordner sind leer. Obwohl er es für ausgeschlossen hält, dass sein über Jahre aufgebautes Sicherheitssystem, das Herzstück des Kommissariats, nicht mehr vorhanden sein soll, steht ihm kalter Schweiß auf der Stirn. Er friert. Als er seinen eigenen Namen eingibt, erscheint statt des Dossiers ein Frosch. Das Tier springt von einem Seerosenblatt ins Wasser. „Blubb“ bleibt in großen Buchstaben auf dem Bildschirm zurück.

Er wacht endlich auf, nassgeschwitzt und mit trockenem Mund. Er sieht aus dem Fenster, es ist draußen so grau, wie es grau war, als er sich schlafen legte. Er hat Kopfschmerzen wie in den letzten Nächten. Er stellt den Fernseher an, die Nachrichten zeigen den Regierungschef beim Empfang einer muslimischen Delegation.

Sürücy?

Und wo ist Hinkeldey?

Der Nachrichtensprecher verliest andere Namen.